

# Gottfried Kinkel.

---

# Gottfried Kinkel.

# Wahrheit ohne Dichtung.

## Biographisches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„Was denn fehlt' ich so schwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geist mich rief?
Hat mein liedergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab' ich die gastliche Schwelle
Schleichend im Finstern mit Mord befleckt?
— Nein: ich habe geliebt,
Ach, und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!“
Gottfried Kinkel.

Erster Band.

---

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

# Gottfried Kinkel.

---

Dem

kleinen Gottfried Kinkel

gewidmet!

Komm her, mein liebes Kind,
Lehn' Deine heißen Wangen
An meine Brust geschwind,
Ich will Dich treu umfangen!

Ein Mährchen wieder soll
Ich heute Dir erzählen?
Dein Herzchen glüht so toll, —
Muß wohl ein neues wählen! —

Ein stolzer König war,
Der trug nicht Reif, noch Krone,
Und saß doch manches Jahr
Auf goldnem Dichterthrone.

Es war sein luftig Reich
Die Poesie geheißen,
Sein Volk gehorcht' ihm gleich:
Die bunten Liebesweisen.

## VIII

Er hieß sie lustig fliehn
Hinaus in alle Lande,
Und um die Herzen ziehn
Viel starke Liebesbande.

Es sprach ein jedes Lied:
„Der König will in Gnaden,
Was sich in Zwietracht schied,
Zum Fest des Friedens laden!

„Der Himmel ist so blau,
Als wollt' er uns umfassen,
So schön die Frühlingsau: —
Kann denn der Mensch nur hassen?

„Laßt uns in Frühlingslust
Der Freiheit Tempel gründen,
Und neu in jeder Brust
Der Liebe Gluth entzünden!“

## IX

Die Welt, vom Hasse wild,
Hat froh das Lied vernommen,
Ein Frühlingssäuseln mild
Ist durch das Land gekommen.

Es war im Monat März,
Da haben sie geschrieben:
„Frei soll das Menschenherz
Den freien Bruder lieben!“ —

Es zog aus kaltem Nord
Daher der Fürst der Lüge,
Daß er mit Haß und Mord
Den Lenz in Fesseln schlüge.

Sein treulos Spiel gelang,
Die Menschheit liegt in Ketten.
Wer kann mit Freiheitsdrang
Den Liederkönig retten? — — —

„Und dann?“ — Das Mährchen ist
Für heute aus, mein Knabe!
Frag', wenn Du größer bist,
Wo ich das Ende habe?

Dann geb' ich Dir ein Schwert,
Und lehr' es kühn Dich schwingen,
Dann magst Du starkbewehrt
Es selbst zu Ende singen!

Dann wollen wir vereint
Der Freiheit Tag ersehnen! —
Jetzt geh'! Die Schwester weint,
Küss' ihr hinweg die Thränen!

Hamburg, im März 1850.

# Vorwort.

„Keine vertrautere Gabe vermag der Mensch dem Menschen zu bieten, als Was er im Innersten des Gemüthes zu sich selber geredet hat; denn sie gewährt ihm das Geheimste, was es giebt: in ein freies Wesen den offenen, ungestörten Blick."

Mag dieser Ausspruch des verstorbenen Schleiermacher den Inhalt eines Buches rechtfertigen, zu dem als Grundlage vorzüglich die Tagebücher und handschriftlichen Jugendgedichte Gottfried Kinkels benutzt wurden, die mir bei Abfassung dieser Lebensskizze vorlagen. Freilich muß ich bekennen, daß mein Verdienst an dieser Arbeit ein wesentlich compilatorisches war; doch wird man vielleicht diesen Umstand gerade als Vorzug begreifen. Ich darf behaupten, daß der Leser kaum einen Ausspruch oder ein Wort der auftretenden Persönlichkeiten findet, das nicht gerade unter diesen Verhältnissen und in dieser Form ausgesprochen war.

Des eignen Raisonnements habe ich mich meistens ganz enthalten, weil es mir nur um historische

Treue, nicht aber darum zu thun war, ein poetisches Dichterwerk, am Allerwenigsten aber einen Roman zu liefern. So habe ich stets diejenige Darstellungsform gewählt, welche mir für den zu behandelnden Stoff am Geeignetsten erschien, ohne mich um die Regeln eines kunstgerechten Schreibstils sonderlich zu bekümmern.

Die im zweiten Band enthaltenen Aufschlüsse über das herbe Loos des unglücklichen Dichters verdankt der Leser oft den wunderlichsten Launen des Zufalls, oft auch der leichtsinnigen Kurzsichtigkeit hochgestellter Personen, die sich gewiß nicht träumen ließen, daß auch die Demokratie — ein offenes Auge und ein waches Ohr hat! —

Mögen denn diese Blätter dazu beitragen, die Theilnahme an dem Schicksal eines Mannes zu erhöhen, auf dessen Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit ewige Nacht des Kerkers die Antwort Derer war, die nicht wissen, daß die Menschheit ewig dem Lebenssterne ihrer Entwickelung folgen muß, bis sie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe im Morgenschein über alles Land herniederrauscht!

# Gottfried Kinkel.

## Erstes Buch.

---

# Bonn.

Februar bis September 1834.

---

## 1.

Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum ersten Mal wieder scharf gefroren. Trotz der freundlich herabstrahlenden Wintersonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meisten Dächern der Universitätsstadt und glitzerte lustig im Wiederschein in tausend und abertausend funkelnden Eisperlen. Eingemufft in ihre wärmenden Schanzläufer benutzten die Bonner Philister das klare Frostwetter, um mit ihren Frauen und Kindern nach Kessenich oder Endenich hinauszutrippeln, wo die Männer dann bei einem Spezial rothen Ahrweines vergnüglich ihre kurze Holzpfeife anzündeten, während ihre Ehehälften sich in dem platten rheinländischen Dialekt über die kleinen Schwächen und Eigenheiten ihrer Nachbarn unterhielten.

Eben schlug es vom Rathhaus drei Uhr und gleich darauf folgte die Uhr des Universitätsgebäudes mit monotoner Geschäftigkeit. Hastig flog die Magd des wohlgenährten Pedellen über den Flur, um durch das Läuten der großen Universitätsschelle die armen Studenten aus der Haft eines langweiligen Collegiums zu

erlösen. Nicht lange dauerte es, so bewegten sich die hagern Professorengestalten mit abgemessenem Schritt aus den geöffneten Thüren der Hörsäle, und ihnen nach drängte sich der Schwarm fröhlicher Studenten, die mit ihren blauen, weißen, rothen oder grünen Mützen bunt durch einander wimmelnd dem Ausgange zueilten. Die meisten der befreiten Musensöhne ließen sich durch die heitre Winterluft zu einem Spaziergange vor's Thörchen verlocken, wenn sie nicht ein zweites Colleg mit seltner Gewissenhaftigkeit an das dröhnende Hinwandeln durch die Hallen gefesselt hielt, und bald war die Poppelsdorfer Allee und der Hofgarten von dem scherzenden Gespräch der muthwilligen Universitätsjugend erfüllt.

An den verschiedenen Gruppen vorbeigehend wandelten zwei Freunde Arm in Arm vorwärts, offenbar in ernstere Betrachtungen vertieft, als die Uebrigen. Sie trugen nicht, wie die Andern, farbige Mützen und verbotene Bänder unter den engzugeknöpften Winterröcken, sondern die einfache Tracht der Theologen, ohne daß ihr offenes Gesicht jenen Zug von Mißmuth und Stumpfsinn zeigte, der sich meist so weltverachtend auf den hagern und abgestorbenen Gesichtern der Theologie Studierenden ausprägt und namentlich den katholischen Geistlichen mit wenigen Ausnahmen ein so finsteres Aussehen verleiht. Der Eine dieser Jünglinge war ein Sohn des Oberschulraths Zeller aus dem Würtembergischen, dessen Familie sich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn seinen Studien oblag. Sein Freund, eine lange schlankaufgeschossene Gestalt,

wies ein seltnes Ebenmaaß der Gesichtszüge, die aber noch nicht fest genug ausgeprägt erschienen, um vollkommen schön heißen zu können. Er war ein Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkassel, der, seit Kurzem auf seinen Wunsch seines Amtes entlassen, mit seiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von seinen Geschäften befreit, seine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Der junge Gottfried studierte, wie sein Freund, evangelische Theologie, und hatte sich durch Fleiß und Frömmigkeit die Achtung seiner berühmten Lehrer erworben. Denn um die junge Universität kräftig zu heben, hatte die preußische Regierung für eine tüchtige Besetzung der verschiedenen Lehrstühle zu sorgen gewußt, und auch die evangelisch-theologische Fakultät war, was die wissenschaftliche Fähigkeit betraf, in den Professoren Nitzsch, Sack und Bleek würdig vertreten, wenngleich diese Männer neben den ihrigen keine neuen Ansichten duldeten und besonders dem Aufkommen jüngerer Amtsbrüder oft hindernd und partheiisch in den Weg traten.

Gottfried, den jedes absprechende Urtheil schneidend berührte, war auch heute verstimmt und düster. So eben hatten die Freunde ein Colleg verlassen, in dem der Herr Professor lieblos die Bestrebungen der neueren Philosophie herabgewürdigt, und dadurch dem selbstständigen Forschen seiner Zuhörer die Schranke eines Vorurtheils in den Weg zu legen gesucht hatte. Diese waren gerade in jenem Semester großentheils ziemlich geistlose Jünglinge, und das sah man schon dem Ausdruck ihrer nichtssagenden Gesichter an.

So eben gingen an unsern Freunden ein paar solcher Bursche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die sichtbar durch äußern Glanz die innere Leere ersetzen wollten. Gottfried ließ sein braunes, düsterflammendes Auge ihnen nachschweifen, und sagte halb ärgerlich, halb scherzend:

„Sieh Dir doch 'mal diese patenten Herrchen an! — Gestern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie starrten mich an, als sei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgerissene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Professor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin ist ein Flachkopf, so sagen sämmtliche Herren Studenten, also wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke ist ein Flachkopf. Dies Geschlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigstens einmal kräftigere Laster und Leidenschaften hervorbrechen, und eine offene Wunde ist leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unserm verschlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbesserter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in spöttischem Tone.

„Paul! Du willst mich mißverstehen,“ sagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber diesen Punkt, denke ich, haben wir oft genug gesprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideeen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verspotten lasse.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer bist, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit ist. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen sich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komisch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeisterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ versetzte Jener vorwurfsvoll, indem er seinen Blick auf Paul's Gestalt musternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verstandes, der nicht weiter sieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee stellen, Ihr, die Ihr nie so ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es schmerzt mich, daß ein so herrliches Feuer in unklaren Bestrebungen versprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was ist Wahrheit?“

„Mag sein, daß ich noch nicht Alles streng wissenschaftlich aussprechen kann, was ich so warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, stehst mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidnischen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaisir wünsche.“

Paul spielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verständigen, war sonst aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verstandesmensch. Sein Herz schlug vielmehr glühend für Freundschaft und jedes edlere

Gefühl, und er suchte eine fast überschwängliche Weichlichkeit des Gemüthes nur gern unter der Maske großer Entschiedenheit und Reife zu verbergen. Hatte er sich jedoch im Eifer des Gespräches in falsche Behauptungen hineingeredet, so bestand er für den Augenblick hartnäckig auf dem einmal Ausgesprochenen. Der um reichlich drei Jahr jüngere Kinkel war ihm an Geist überlegen, und gerade deßhalb suchte er ihn vielleicht manchmal an seinen Schwächen zu berühren. So blieb er auch diesmal bei seiner Frage stehen, und sagte triumphirend:

„Also der kluge Held weicht der mißlichen Antwort aus, und zieht sich auf seine Luftschlösser zurück? Guten Fahrwind für Deinen Reiseballon!“

„Willst Du denn absichtlich meine Selbstständigkeit und Gesinnung verkennen, willst Du mir rauben, Was mir das Theuerste ist, mein Bewußtsein, stets das Licht angestrebt zu haben: — ei nun, so bleibe Du Sklave, und ich will mich meiner Freiheit rühmen und freuen!“

Der kleine Zank der beiden Freunde hätte sich vielleicht noch lange fortgesponnen, wenn nicht ein lauter Schrei in der Nähe plötzlich ihre Aufmerksamkeit von ihrer Unterhaltung abgelenkt hätte. Eine Schaar leichtsinniger Kinder hatte sich auf das noch schwache Eis des Poppelsdorfer Weihers gewagt, und drei Jungen waren so eben eingebrochen. Alles strömte rasch dem Orte zu, wo das Unglück geschehen war.

Die Kinder hatten sofort die gefährliche Eisdecke verlassen und umstanden lärmend den Platz. Von

den Erwachsenen wagte sich Keiner auf die zerbrechliche Kruste, um den Ertrinkenden zu helfen. Gottfried übersah schnell die Gefahr, und warf seinen Rock einem der müssig schreienden Gaffer zu. Dann legte er sich mit dem ganzen Leibe platt auf das Eis und schob sich behutsam, so rasch er vermochte, in möglichst horizontaler Lage vorwärts. Paul folgte seinem Beispiel, indem er sich mit den Händen an die Füße seines Freundes anklammerte, um ihn vor der Gefahr des Ertrinkens zu sichern. Zwei der Eingebrochenen suchten erfolglos an der immer weiter abbröckelnden Eisdecke emporzuklimmen, während der dritte schon dem Versinken nahe war. Gottfried ermahnte sie vergebens, sich ihm nicht zu rasch zu nähern, damit er zuerst ihren bedrohten Kameraden heraufziehen könne; Jeder dachte nur an die eigne Gefahr, und so blieb unserm jungen Helden Nichts übrig, als zuerst einen der beiden Schreier auf die Fläche emporzuheben.

Plötzlich versank der Eine in die Tiefe. Es galt rasche Entschlossenheit. Gottfried rief befehlend: „Laß meine Füße los!“ und glitt in die Wacke. Es gelang ihm, das noch einmal auftauchende Haupt des Knaben zu ergreifen, und denselben auf's rettende Eis zu schaffen. Paul hatte mittlerweile den dritten Burschen gerettet, und nur sein Freund schwamm noch auf dem Wasser, vergeblich nach einer Stelle umschauend, wo er sich hätte emporschwingen können. Paul reichte ihm zu verschiedenen Malen die Hand, aber stets brach das Eis weiter ab, wenn sich Jener mit leisem Bemühen hinaufarbeiten wollte. Endlich brachte man eine

Leiter aus dem nahen Wirthshause herbei, mit deren Hülfe Gottfried die Eisdecke erklomm, und nun auf dieselbe Weise, wie zuvor, in liegender Stellung an's Ufer rutschte. Die Todtenstille der harrenden Menge, welche das kühne Wagniß der beiden Jünglinge begleitet hatte, und nur durch einen freudigen Zuruf war unterbrochen worden, so oft sie Einen der drei Eingebrochenen gerettet auf das Eis gehoben sahn, verwandelte sich jetzt in ein jauchzendes Beifallrufen, und Jeder beeilte sich, den beherzten Studenten zuerst die Hand zu drücken, die sich ohne weitere Rücksichten jubelnd in die Arme fielen, und sich, im Bewußtsein einer froherfüllten Pflicht der Menschlichkeit, ihrem Gotte dankend, dem ihnen nachfolgenden Schwarme hastig und abwehrend entzogen.

---

## 2.

Etwa vierzehn Tage nach dieser Begebenheit, zu Ende Februar 1834, saß der Student Kinkel einsam auf seinem Zimmer. Träumerisch heftete er seine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er sein Haupt stützte, festhielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Hast einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er sich plötzlich aus seiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenster, und las, indem die frische Morgenluft des milden Wintertages seine brennende Stirn kühlend anfächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da schön sei oder häßlich sei; —
Aber wenn ich las ein schön Gedicht,
Aber wenn ich sah ein schön Gesicht,
Hämmerte das Herz in schnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir sich regen,
Meint', es wäre Kindestandelei.

„Jetzo weiß ich schön und häßlich wohl,
Herzlein sagt mir's und Philosophei,
Weiß auch, Was man innig lieben soll; —
Lieb' ich's nun — ei, ist's denn gar so toll? —
Hämmert mir das Herz in schnellsten Schlägen,
Thut die Sehnsucht in der Brust sich regen:
's ist wahrhaftig nicht mehr Tändelei!“

„Ach, lieber Gottfried!“ erscholl plötzlich die Stimme Paul's, der, unbemerkt von seinem Freunde, während des Vorlesens der letzten Strophe eingetreten war, „Alles ist nun aus! Lieb' ist vorbei, Freundschaft vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen Stunde! Vater sagte mir eben, daß wir in sechs Wochen alle nach Würtemberg zurückreisen.“

„O du selige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der junge Dichter schmerzlich vor sich hin. „Arme Elise, armer, armer Gottfried!“

„Wir haben lange mit einander geweint, meine Schwester und ich,“ erwiederte Paul.

„Geweint?“ fragte Jener hastig. „So liebt Deine Schwester mich?“ — „Doch nein,“ setzte er traurig hinzu, „Wer müßte denn nicht weinen, wenn er dem Rhein Ade sagen soll? Ach, ich bin ja nicht liebenswürdig, um mich wird sich Keiner abhärmen!“

„Pfui, Gottfried! Wie magst Du so reden?! Ist das Deine gepriesene Treue und Standhaftigkeit? Du würdest vor Schaam in die Erde sinken, wenn Du wüßtest, was Elise heut' Morgen ausrief, als ich ihr die furchtbare Nachricht mittheilte.“

„O sprich! Was war's?“

„Nein, jetzt sage ich Dir's nicht. Du hast das mit Deiner Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich lieber an, und komm mit in's Freie!“

Gottfried, der das Wahre in dem Vorwurfe des Freundes fühlen mochte, warf sich in seinen Rock, und ließ sich schweigend von Paul hinausziehen.

Seine Liebe zu der schönen Elise Zeller war nicht die erste, welche in dem jugendlichen Herzen aufkeimte. Er hatte schon zweimal geliebt, aber es war mehr ein stürmischer Rausch seines leicht erregbaren Gemüthes gewesen, das sich in seiner kindlichen Unerfahrenheit und Frömmigkeit leicht durch einen Blick, ein Wort oder ein Zeichen entflammen ließ. Und doch hatte er Eines dieser Mädchen treu im Stillen geliebt, bis ein Anderer sie zum Altar führte. In der Geistesfessel einer starren Orthodoxie und blinden Gottvertrauens erzogen, war hinterdrein die nagende Pein der Reue in ihm aufgestiegen, und er hatte jene Jugendliebe als eine sündige verdammt, weil nicht Gott, sondern Gottes schöne Creatur das Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Da lernte er die liebenswürdige Schwester seines Freundes kennen, und nun wandte sich die reinste Gluth seiner frommen Seele ihr in platonischer Liebe zu. Er sah in ihr nur das Göttliche, das klare Krystall, welches den Thau des Himmels umschloß und wiederstrahlte, und seine schwärmerische Hingabe an ein unverdorbenes Gefühl trug eher den Charakter einer inbrünstigen und andächtigen Gottesverehrung, als einer trunknen Jünglingsliebe.

Der Schlag, der ihn durch den bevorstehenden Abschied der Zeller'schen Familie traf, war kein unvorhergesehener. Außerdem lag es in seinem Plane, zu Ostern des Jahres die Berliner Universität zu beziehen; allein die steigende Kränklichkeit seiner Mutter rückte seine Abreise von Bonn in fernere Zeiten hinaus, und so hatte er gehofft, noch den Sommer mit der

Familie seines Freundes und seiner Geliebten zubringen zu dürfen. Auch gab er sich gern dem Gedanken hin, daß diese Verlängerung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause sein Verhältniß zu Elisen fester begründen und vielleicht gar für die Ewigkeit knüpfen werde. Jetzt sah er mit Einem Mal alle seine Pläne zertrümmert, und bedurfte Zeit, um seine innere Ruhe und Besonnenheit wiederzugewinnen. —

Arm in Arm wandelten die Freunde hinaus vor das Coblenzer Thor, und lenkten ihre Schritte auf den alten Zoll, von wo man eine herrliche Aussicht auf das rechte Rheinufer und das Siebengebirge genießt. Schweigend lehnten sie sich auf die Brüstung der hohen Bastei, die in vergangenen Jahrhunderten einen Theil der Befestigungswerke ausmachte, und betrachteten die herrliche Landschaft, die sich zu ihren Füßen hindehnte. Etwas rheinaufwärts von dem gegenüber liegenden Beuel zeigte sich ihnen auf dem Finkenberge Foveaux' Häuschen, wohin sie oft an schönen Sommernachmittagen gewandert waren, dann Oberkassel, Kinkel's Geburtsort, wo ihnen in dem freundlichen Lehrer Karl Sartorius ein lieber Freund lebte, und dann das mächtige Siebengebirge mit der tannenumkränzten Wolkenburg, dem steilabschüssigen grauen Drachenfels, der kleinen Peterskapelle, dem hohen Oelberg, der verfallenen Löwenburg und den übrigen Berghäuptern. Drunten aber floß ruhig der dunkelgrüne Rhein, und trug auf seiner purpurfarbnen Fluth noch einzelne abgerissene Eisblöcke dem fernen Weltmeere zu, die vielleicht an Norwegens fremder Küste

landen und dort an den unwirthlichen Felsenscheeren, einen Gruß von den rebenumkränzten Rheinbergen bringend, im Spätsommer zerschellen.

Lange starrten die Beiden in den mächtigen Strom, und ließen nebelhafte Bilder der Zukunft ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Zeller'schen Hause schied für Gottfried die Liebe und Freundschaft, mit dem eignen die Heimath, und es ahnte ihm, er werde wohl nie wieder heimisch werden, es sei denn am eignen Heerde. Dies Gefühl der Wehmuth, wie es an dem klaren und milden Morgen an der Seite des Freundes so scharf und gewiß die Seele durchschnitt, preßte ihm Thränen aus und krampfhaft hielt er Paul's Hand in der seinigen umfaßt. Er gedachte seiner Kindheit und jeder schönen Stunde, die er mit dem Freunde und der Geliebten durchlebt, und nun erschien es ihm Alles wie ein Traum, den der erste Hahnenruf mit dem Erwachen verscheuchte.

Hoch aber schwoll ihm wieder die Brust, als die Sonne prächtig die weißen Abhänge des Drachenfelsens vergoldete, und die Rheinfluth wiederstrahlend den funkelnden Morgenglanz auffing. Leise ließ er die Hand des Freundes fahren, und legte sie ihm auf die Schulter.

„Nicht wahr," fragte er ihn, „die Nacht ist schön in ihrer traumhaften Ruhe und Liebesfeier? Schön war's, wenn wir uns im leichten Fischerkahn auf dem sanfthinströmenden Flusse forttragen ließen, und den Blick zu den Sternen emporsandten, die über den Wipfeln der Bäume lächelnd hernieder-

blinkten: — aber, Paul, sieh' dorthin — er deutete auf die magisch beleuchteten Berge — der Tag ist doch schöner!"

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit ist traurig!"

„Gewiß wehmüthig genug; aber es ist ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß sich die reine Seele kecklich im klaren Sonnenschein spiegele! — Das Kindesverhältniß ist so süß, und klingt uns noch so bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte sich nicht freuen Mehr zu sein, Mann zu sein? Die Hand auf's Herz, sage mir, Paul, möchtest Du Deinen Schatz von Wissen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüsse eines Alters, das nun doch wieder vorwärts strebt, doch nicht glücklich ist, weil andre Menschen größer, selbstständiger sind? Gäbest Du Deine Freundschaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und schmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verstand, die ungeprüfte Unschuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger sein, ich möchte nicht noch einmal die seligen Tage des Ideals von Freundschaft und Liebe erkaufen mit dem Verluste der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlassen hat. Hinaus denn und, dem jungen Adler gleich, selbst die Schwingen versucht! Auf zur höchsten Höhe, zur nächsten Nähe der Geistersonne! Brausen wird um mich der Sturm, aber im Aufschauen

zum ewigen Lichte wird er meine Geisteskraft nicht lähmen: schaudern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Brust, aber festhalten in dem elektrischen Kreise, aus dem Leben und Gesundheit strömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Christi Kreuz und den Geist wirken lassen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band sich lösen, das mich fesselt an die Erde! Scheide die Freundschaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; scheide die Liebe — der Glaube sei meine Braut; scheide die Schwestertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tausend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein sein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingest, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Israel, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgensonne, Bild meiner erwachenden Seele!"

Die letzte Hälfte dieser Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz gesprochen. Er schien die Gegenwart seines Freundes vergessen zu haben, den sein verklärtes Auge erst jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rücksicht in seinen begeisterten Ausrufen nicht unterbrochen, sondern seinem lautgewordenen und entfesselten Denken ernst zugehört hatte. Paul vermochte kaum so rasch von dem Gefühl des Schmerzes sich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch seine Gefühle zu beherrschen oder wenigstens rasch zu verwandeln verstand. Erst die Traurigkeit, die noch

immer auf den Gesichtszügen des Freundes ruhte, erinnerte Gottfried an den eignen Kummer, den der Flug des Gedankens verscheucht hatte. Wehmüthig lächelnd sah ihn Paul mit dem treuherzigen Auge an, und sprach: „Du hast doch ein stärkeres Herz in der Brust, als ich, und wirst mich wohl überflügeln, — aber laß mich Deinen Freund sein — auch in der Ferne!“

Fröhlich schlug Gottfried in die dargebotene Hand ein, und erneuete den alten Bund. Fröhlich aber tanzten die weißen Sonnenlichter auf dem krausen Gewässer, fröhlich segelten die flockigen Wolkenzüge durch die blaue Luft, und fröhlich sang die erste Lerche ihr grüßendes Lied aus dem Wipfel der kahlen Rothbuche, während ein vorwitziges Schneeglöckchen bereits den neuen Frühling einläuten zu wollen schien, der doch noch fern war. Aber wo sich zwei gute Menschen begegnen, da freut sich auch die Natur, und sendet ihnen durch Frost und Winter ahnend ihren Maisegen in's Herz.

## 3.

Das einfache Wohnzimmer der Kinkel'schen Familie war heute festlich mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Gottfried und seine Schwester Johanna hatten die Mutter zu ihrem Geburtstage freudig überrascht und sie befand sich wohler, als seit langer Zeit. Dankend schloß sie die geliebten Kinder an's Herz und ihre meist strengen Züge hatten einen herzlichen Ausdruck angenommen. Obgleich Gottfried am vorigen Abend erst nach 10 Uhr in's Haus gekommen war — und das rechnete man ihm sonst als ein gewichtiges Vergehen an — hatte die Mutter doch heute für ihn kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs, und selbst die finstre Schwester erinnerte ihn nicht, wie sonst, an seine „Schuld," ihn zur ernsthaften Reue ermahnend. Die Mutter hatte an diesem Morgen besonders inbrünstig für ihre Kinder gebetet und reichte Gottfried jetzt ein kleines Papierstreifchen, auf das sie einige Zeilen aus Pfarrer Hasenkamp's Briefen abgeschrieben hatte.

Der junge Student las die geheimnißvollen Worte: „Wenn nun eine Mutter Gott keine Ruhe

„läßt, dann läßt Gott auch ihren Kindern keine Ruhe. „Er läßt sie in Nichts in der Welt Frieden oder „Freude finden. Wo sie auch hin- und herrennen, sie „finden nicht, Was sie suchen, sie leiden von ihren „Begierden heiße Noth, und die Noth lehrt sie dann „beten."

„Siehe, mein Kind," sagte dann die Matrone, welche gleich der Mutter des Heilandes Maria hieß, „der Mann hat Recht; ich habe vielleicht bisher zu viel für Dich vor dem Throne des Ewigen gefleht, daß Du nicht in Sünde und Anfechtung fallest; aber nun bist Du ja selbst groß genug, um zu wissen, Was zu Deinem Frieden dient, und ich muß Dich der eignen Leitung überlassen."

Gottfried, der bisher gewohnt gewesen war, von seinen Eltern und mehr noch von seiner Schwester als ein großer Sünder betrachtet und behandelt zu werden, und der sich in Folge dieser weltverachtenden Erziehung auch stets als einen solchen geglaubt hatte, fand keine Antwort auf diese Anrede. Weinend warf er sich an die Brust seiner Mutter, und bat sie, doch auch ferner ihm in dem Kampfe mit der Sünde beizustehn, und mit ihm zu Gott um Kraft und Hülfe für seine jugendliche Schwachheit zu flehen. Aber sie verwies ihm strafend seine Zaghaftigkeit, und so ging er wunderbar bewegt auf sein Studierzimmer.

Lange saß er dort, in ernste Gedanken versunken, und starrte in das lustig aufflackernde Feuer des alterthümlichen Kamines. Endlich sank er in der Mitte des Zimmers auf die Kniee, faltete die Hände und be-

wegte betend die Lippen, indeß sein Auge durch's Fenster in das blendende Sonnenlicht hinaufblickte. Eine ziemliche Weile verharrte er in dieser Stellung, und sein schönes von schwarzdunklem Lockenhaar umwalltes Antlitz strahlte allmälig im Scheine der rosigsten Verklärung. Dann erhob er sich neubelebt, und schrieb folgende Selbstschau in sein vor Kurzem begonnenes Tagebuch:

„Gott, ich erkenne dich!

„Ich erkenne dich als den Gewaltigen, der das Leben des Menschen vernichtet, damit es herrlicher aufblühe, der uns hilft im Kampfe mit der Welt, daß wir die Frucht des Sieges erringen! Löse sich denn Schmerz und Freude in Eine Empfindung, und die Empfindung sei Glaube! Ganz will ich mich versenken in den Gedanken: Gott ist, und (Gott, dir dank' ich's) er ist mein Gott! —

„Wie oft habe ich nicht die Israeliten bitter getadelt, daß sie, die so oft die göttliche Gnade erfahren, immer wieder, von Jehovah sich abwendend, in Abgötterei verfielen! Aber siehe, Was die Menschheit thut, ist nur Spiegel des Einzelnen, ihr Ringen nach Wahrheit ist dem des Einzelnen specifisch gleich, aber ihr Thun, ihre Sünde ist auch des Einzelnen Sünde. Ganz das Leben jenes Volkes ruht auch in mir, nur nicht sinnlich, sondern vergeistigt. Denn ich bin Mensch und stehe der Menschheit meiner Zeit und ihrem Bewußtsein gleich. Mit der Ueberströmung des sinnlichen Gefühls begann mein Abfall von Gott und immer tiefer, tiefer ging's hinab in den lockenden Abgrund.

Aber das Hinabreißen entfernte mich immer weiter von dem ewigen Lichtquell, und, ach, zuletzt drang kein Strahl mehr durch, der mich erwärmt und erleuchtet hätte! Und während ich rechts und links mich verbreitend in der düstern Materie schaffte und wirkte, verlor mein Streben die Spannkraft nach Oben. Lockend stieg ein Gebilde vor mir auf, eine Liebe, die mir fern lag, und darum in einen täuschenden Schimmer gehüllt war; an ihr wollt' ich mich emporrichten, aber — sie verstieß mich und die Erinnerung eines Bildes, das die Zeit immer mehr verlöschte, vermochte nicht gegen die reizenderen, immer frischen und neuen Gebilde einer heißen Phantasie anzukämpfen. Aber nun endlich, da ich, dumpf und ruhig, mein ödes Wühlen in der Finsterniß fortsetzte, da erschien, von Gott gesandt, ein Mensch — Was kann ich mehr von ihm sagen?! Aus dieser von göttlicher Kraft elektrisirten Maschine sprang ein zündender Funke in mich über, der durch einen schmerzhaften, zuckenden Schlag mein Haupt emporrichtete — und, Heil mir, noch sah ich fern über mir die Sterne leuchten und tröstend strahlte ihr Schimmer auf den verirrten Wanderer hernieder. Die Bahn war gebrochen, — Freiheit, Lebensluft! Der Geist stieg empor, und rüttelte an den Thoren des Himmels, aber die Sinne waren noch befangen in den Irrgängen der Sünde und Schwachheit. Und, Weh' mir, der Geist vermochte sie nicht zu bezwingen! Der Freund mußte mich verlassen, und zum zweiten Mal verlor meine Seele durch die Lockung einer Liebe die Kraft, weil sie nicht mehr festhing an

dem, von dem alle Kraft ausgeht. Durchbrochen war nochmals der Damm, und, ach, die Fluthen wogten wieder zertrümmernd über alle Gebiete des Lebens hin! Auch meine zweite Liebe war vergänglich, und zwei Mal hatte ich mich getäuscht, weil nicht Gott, weil ich selbst geliebt. So konnte mich auch diese Liebe nicht versöhnen. Furchtbar war ich zerstört, als ich meine Hoffnung einmal aus dem Grabe gerettet, nun aber gänzlich zerschmettert sah. Gott, du weißt, wie schwer diese Zeit gewesen, wie sie mich gedrückt hat. Aber du sandtest deinen lichten Engel, der meinem Geiste zurief: Erwache, der du schläfst! Beginne neu den Kampf, und mit meiner Hülfe mußt du siegen! Auf, du träumender Jünglingsgeist, das Schwert ergriffen, und wacker gekämpft!

„Gott! Dank für diesen Ruf, er hat mich gerettet! Der Geist erkannte, daß er mächtiger sei, als das Fleisch, und da er es erkannte, war er es auch!

„Hier stehe ich auf der Grenze des Kindes- und Mannesalters, — und ich stehe rein da! Rein durch dich, Herr Jesu Christ, durch dich geheiligt, durch dich gerechtfertigt. O Christ, lässest du mich wieder sinken? Ist das Gefühl noch nicht lebhaft genug in mir, daß nur du, Gott, den Menschen bewahren kannst? Diese Erfahrung gehe denn mit mir, die ich in meinem ganzen Knabenalter mir gewonnen, daß ich aus mir selbst Nichts vermag, aber daß Gott stark ist in den Schwachen, — sie begleite mich auch in's Mannesalter!

„O Kindheit, lebe wohl mit deinen Träumen von Glück und Unglück! Ich bin Mann, und statt des

ungewissen Ringens steht klar vor mir ein Lebensziel da: — Wirken für Gott! — Nicht für Gott — Was bedarf Gott? — aber für meine Brüder, indem ich sie an sein Herz führe!

„O Gott, du bist gut! Und wenn auch die Ketten, ehe dein Arm sie zerriß, mich wund gerieben, bald sind die Wunden verharscht, und werden selbst auch dem spähenden Auge verschwinden!

„Herr Gott, ich beuge mich vor dir! Ich trete nun ein in das volle, schöne und reiche Leben — Dank dir, daß es mir noch so erscheint! Und ich trete ein mit hoher Stirn, hellem Sonnenauge, Kraft des Leibes und Heiterkeit der Seelenkräfte. Dank dir, mein Gott, heißen und stammelnden Dank!

„Eine neue Liebe hat sich ihren Tempel in meiner Brust gegründet. Gieb mir ein Zeichen, Herr, ob ich nach deinem Willen gethan! Wo nicht, so wähle du für mich. Verzeih's, o Vater, verzeih dem Kinde, das nach Spielsachen greift, statt an deinem Worte, und in deiner Liebe zum Manne zu erstarken! Mein Herz blutet. Doch Herr, ich sprech' es aus: Gieb mir Kraft, deinem Befehle zu folgen, und wenn mein ganzer süßer Liebeswahn dabei zerstieben müßte; denn nicht um Meinetwillen bin ich da, sondern um dir zu dienen, der aller Wesen Zweck und Ursprung ist! Dir soll ich zuführen die andern Brüder, und nur du weißt es, wie dies geschehen wird. Muß ich denn meine Elise verlieren, so will ich's ansehen als Güte von dir; — ist es aber möglich, so gehe dieser Kelch an

mir vorüber! Doch, Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

„Herr! laß mir deine Hand! Führe sie mich durch düstrer Waldung Todesschatten oder über buntlachende Fluren: — es ist ja doch Ein Ziel, und zuletzt immer glücklich die Seele, die sich badet im Strahl deiner ewigen Sonne! Auch in der Ferne glänzen die Himmelslichter, und über den Pol hinaus neue blitzendere Sternbilder, auch gute Menschen giebt es überall, und, Was mehr noch, als dieses, du, Gott, bist allgegenwärtig! Cedere nescius, wo dieser Fels unten liegt!

„*Δός μοι, ὅπου στῶ, καὶ κινήσω τὸν κόσμον*! Dieser Hebepunkt außer der Erde ist der Himmel! Zu ihm hinauf! Dorthin das Leibesauge gerichtet, und gestärkt in der reinen Bläue! Dorthin den Geist gesendet — höher, als der Aar gegen die Sonne steigt — über Sonne und alle Himmelslichter hinaus zum Vater des Lichtes! Auf und hinaus, spanne, mein Geist, Flügel und Sehkraft! Durch! Immer auf den Mittelpunkt, recht auf Gottes Herz! Laß die Natur, den unreinen, vom Hauche der Sünde angeflogenen und vom Rost der Verbildung zerfressenen Spiegel des göttlichen Wesens: — spiegele Gott in dir selbst, und schau' ihn in dir dein! Der Geist ist das einig polirte Metall, das ohne Flächen und Winkel das göttliche Ebenbild rückstrahlt, sobald erst die Buße das Metall geläutert, das Feuer des Glaubens es geschmelzt und die göttliche Gnade es wieder geglättet hat!

„Sphärenton, wann vernehm' ich dich?"

Nachdem Gottfried diese Gedanken niedergeschrieben, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Er glaubte jetzt zu verstehen, Was seine Mutter mit jenem räthselhaften Ausspruch gewollt, den sie für ihn aufgeschrieben. Stürmisch flog er die Treppe hinab, drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann zu Paul, um vor dem Mittagsessen noch mit ihm einen vertraulichen Spaziergang zu machen, und seine hohen Gottesgedanken in das theilnehmende Herz des Freundes auszuströmen.

---

## 4.

Gottfried Kinkel war für sein jugendliches Alter auffallend ernst und in sich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt, es in mißverstandener Frömmigkeit als eine gefährliche Lokkung zur Sünde anzusehen und deßhalb von sich zu stoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über seine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einsam zu Gott auf verlassenem Felde, oder er bat den Herrn auf seinem stillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den gesuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beschäftigung wieder; allein der Verkehr mit den sorgenloseren Kameraden führte ihn gar leicht in die Versuchung zurück, seine Freuden in heiter geselligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantasie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm, seine Dichtungskraft auf religiöse Gegenstände zu lenken, so fühlte er sich gereinigt von dem verhaßten Einwirken der Materie,

aber es ließ sich der Phantasie nicht wohl ein bestimmtes Gebiet anweisen, und bei einer so regen Geistesthätigkeit war es leicht erklärlich, daß Gottfried seine Stimmung häufig an Einem Tage mehrmals wechselte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Interesse für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter, diesen „sündlichen Hang" in ihm niederzukämpfen, indem sie ihm den Besuch des Theaters verbot und seine Lecture beaufsichtigte. Selbst als der berühmte Schauspieler Kunst in der Rolle des Hamlet auftrat, und die liebenswürdige Demoiselle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ sich die strenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeschriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakesspeare's geharnischter Geist über die Bretter ging, in Röhr's schlechter Predigerzeitung und Hengstenberg's pietistischen Jeremiaden Ersatz für den verwehrten Kunstgenuß suchen. Mehr noch, als die Mutter, wies Kinkel's Schwester Johanna das herbe Wesen protestantischen Separatistenthums. In stolzer Verachtung alles Weltlichen stieß sie alles nicht schlechthin als religiös sich Ankündigende mit einer gesuchten Bitterkeit des Herzens von sich, ohne daß sie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit gewesen wäre. Ganz im Gegentheil fand sie vielleicht in dieser unnatürlichen Bekämpfung des Rein-Menschlichen und in stolzer Selbstquälerei jenen Reiz, den auch die katholischen Märtyrer und Heiligen so oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des sinnlichen Elementes gesucht

haben mögen. Auch auf ihre Umgebung suchte sie diesen Geist des Welthasses auszudehnen. Während des Wittwenstandes des Professor Heinrich wurden dessen Kinder im Kinkel'schen Hause erzogen. Johanna nahm eines Sonntag's eines derselben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut sei, die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt schaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelschiffes verzierten. Nach dem Gottesdienste fragte Johanna ihre Pflegebefohlene: „Nun Lottchen, Was hast Du denn in der Kirche gethan?"

„Ich habe mir die goldnen Engel besehen."

„So? Wie machtest Du das?"

Das Kind blickte unschuldig zur Decke des Zimmers empor, stürzte aber in demselben Augenblicke schreiend zurück. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag in's Gesicht versetzt.

Am meisten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiösen Tyrannei seiner Schwester. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein besseres Herz beten. Was Wunder, daß dieser Geist einer pietistischen Askese auch theilweis auf den armen Gottfried überging, und seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelflor einer irregeleiteten Weltentsagung umdüsterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen schelmisch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Sammtblüthen des

Nußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein schöner Sonnabendnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuselten sanft die Gewässer des Rheines.

Auf dem rechten Rheinufer, wo sich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, schritten drei Wanderer rüstig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unsere beiden Freunde, und der dritte, ein schmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen war ebenfalls ein junger Theologe, Richard Selbach, der mit Beiden im vertrautesten Verhältnisse stand. Gottfried sollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelscheid für den alten Pfarrer predigen, und seine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Gespräch gingen sie auf die lachende Sieg zu, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm sein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit dem Freunde nach Berlin zu ziehen. Als sie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ sich durch die malerisch vor ihnen ausgebreiteten mit frischem Grün bewaldeten Berghügel, die sich gleich der schimmerden Brust einer Jungfrau über der Fläche erhoben, verleiten, noch weiter mit dem Freunde zu wandeln, und sprang wohlgemuth in den schwerfälligen Kahn, der sie über den hellgrünen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern

gar weiter in's Gebirge hinein. Zufrieden, das freundliche Städtchen erreicht zu haben, lassen sie es meist bei der begrenzten Aussicht vom Schlosse bewenden, das seit Jahren als Irrenanstalt benutzt wird, und suchen sich dann bei Wein und Ramsspiel oder mit einem hübschen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Aufbruch am Abend so gut zu vertreiben, als es angeht. Die stolze Pracht des Siebengebirges ist nicht leicht Jemandem fremd, der in Bonn sich aufhielt; aber nur Wenige sind über Siegburg hinaus in das Bergische gewandert. Und doch bietet eine solche Fußtour viele Abwechselungen, und freundlich einladende Landschaften dehnen sich im lieblichsten Reize vor den überraschten Blicken aus.

Gottfried kannte diese Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man ungeschaut selbst Alles übersehen konnte, jede idyllische oder romantische Stelle, die den Jüngling zur poetischen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er seinem Weggesellen all' diese verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für sie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und selbst zum Verderben lockend verdammte, galt dieses Urtheil doch nur dem, was die Menschen entstellt und verbildet hatten, und hier im kosenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauschen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes seliges Kind an der liebenden Mutterbrust. Auch kannte er genau die Geschichte all' dieser Orte,

an denen sie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und sich tapfer herumschlugen, wie der Ort ehedem starke Festungswerke besaß und noch jetzt die Spuren davon sich erhalten hatten. Dann jauchzte ihm das Herz, und er sehnte sich auch nach einer glorreichen Männerschlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitslust, und am Ende verschwamm wieder all sein Denken in eine begeisterte Hingabe an Gott.

So kamen die Beiden unter anregendem Gespräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrwege sich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und setzte sich mit seinem Freunde auf einen mit Moos und Flechteu überwachsenen Stein. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob sich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendsonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen schien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne schritt singend mit dem Melkeimer über den Hof im Thale.

Endlich reichte Richard seinem Freunde aufstehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden sollte.

Während er so einsam fortwandelte, ward es ihm plötzlich schwer um's Herz. Eine seltsame Beklommen-

heit ergriff ihn, daß er nun so ganz allein eintreten sollte in ein fremdes Haus, da ihn Niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mälig im Westen. Gottfried ward sehr ernst, er lehnte sich an einen Baumstamm und betete; aber die seltsame Angst ging nicht weg. Langsamer ausschreitend verlor er sich zwischen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens, und schnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann faßte er sich, und ging herzhaft in das weißangestrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längst Seiner harrte.

Er hatte sich unter seinem Wirthe eine lange und hagere Gestalt gedacht, ähnlich den strengen und asketischen Bildern in Walter Scott's und Cooper's Romanen, und war sehr angenehm überrascht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Aussehen fand, der trotz seines Alters in ungebeugter Gestalt und frischer Kraft einhertrat. Neben ihm stand ein kleines, spindeldürres und hüstelndes Männchen, mit großer Meerschaumpfeife und wollener Schlafmütze, dessen vergilbte Züge den im Schulstaube verschrumpften Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und der, Schullehrer, Küster und Organist in Einer Person, die Kirchenlieder für den morgenden Tag holen wollte.

Pastor S . . . . — so hieß der würdige Seelenhirt — schritt, sobald er den jungen Theologen erblickte, freundlich auf ihn zu, und schüttelte ihm herzlich

die Hand. Nicht lange dauerte es, so war ein schmackhaftes Abendessen aufgetragen, und Gottfried fand im Gespräch mit dem muntern Alten bald seine volle Heiterkeit wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit seinem Wirthe begreifen, wie dieser, abgeschlossen von allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern, doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter verlebte. Die Universitätsstadt war gerade weit genug entfernt, daß ihr Beispiel nicht in das stille Dörfchen ihren schädlichen und zerstörenden Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande sind die Menschen noch unverdorbener und reiner von Sitten, namentlich auch religiöser. „Die ernste Andacht, mit der eine Dorfgemeine den Worten ihres Predigers lauscht,“ sagte der Greis, „erhebt sicherlich auch das Gemüth des Pfarrers höher, als der Anblick einer glänzenden Stadtkirche, deren Besucher ebenso sehr die Sucht zu sehen, als gesehen zu werden, hertrieb, und wo so manch' verstohlenes Zeichen der Langenweile den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht um Seinetwillen zusammenkamen. In der Landkirche aber sieht er nur aufmerksame, oft von leiser Rührung bewegte Gesichter, und selbst die blühenden Dorfkinder manchmal eine Thräne mit dem weißen Schnupftuch abwischen, und das hebt ihm dann wieder die Brust, daß er sich hier als Mittler weiß zwischen dem Allmächtigen, der ihm sein helles Licht in's Herz strömen ließ, und zwischen der Gemeine, die er zum Amen emporziehen soll.“

Erst spät begab sich Gottfried auf sein reinliches Schlafzimmer, und sprach vergnügt seinen Abendsegen: „Schlaft wohl Jeglicher, der mich liebhat, und der's nicht hat!"

Am andern Morgen aber hielt er neugestärkt und zur Erbauung der andächtigen Landleute eine herrliche Predigt über das Gleichniß vom ersterbenden Weizenkorne.

---

## 5.

An der Landungsbrücke der Kölnischen Gesellschaft harrte die Menge der Reisefertigen. Schaufelnd und keuchend näherte sich das von Rauch geschwärzte Dampfboot „Marianne“ und legte unfern des Josephsthörchens an, während der rothbejackte Schiffsjunge die Schelle zog. Hastig wurden die aufgestapelten Kisten und Koffer unter dem Gedränge der Aus- und Einsteigenden an Bord getragen, und zum zweiten Mal läutete die große Schiffsglocke zur Abfahrt.

Unter den einsteigenden Passagieren bemerken wir die Familie des Oberschulraths Zeller, der von seinem Sohne Abschied nahm, den er in Bonn zurückließ. Auch an den in schmerzliche Träume versunkenen Gottfried Kinkel, der in heißem Kampfe die Thränen gewaltsam zurückhielt, richtete er freundliche Worte der Weisheit und Ermahnung. Aber der Jüngling überhörte seine Reden, und starrte in das schöne blasse Gesicht seiner Geliebten, die nun auf immer fortging.

Zum dritten Male schnitt der scharfe Ton der Glocke durch sein Herz, und drängte zum Abschied. Heiß preßte Gottfried die Hand des Mädchens, und flüsterte den Gruß: „Elise, leben Sie wohl! Ich darf nicht mehr sagen!“

Vernichtet, lautlos und ohne Thränen sah er das Dampfschiff abfahren, er lief ihm eine lange Strecke nach, und setzte sich endlich auf die Steinbank oberhalb Arndts Hause. Wie es nun so allmälig dahinschwand, und all sein Jugendglück auf dem stolz aufrauschenden Strome forttrug, da flossen seine Thränen heftig. In der trostlosesten Zerrissenheit lehnte er seine brennende Stirn an einen Weinpfahl, und als nun auch der Rauch des Schiffes fern hinter seinem Geburtsorte entschwand, da entrang sich ihm der tiefste Seufzer: „Wehe, mein Glück ist dahin!“

Immer noch schaute der Jüngling gen Süden, als schon längst die letzte Rauchwolke im frischen Morgenwinde verschwommen war. Der wildeste Schmerz durchzuckte sein Hirn, und vergeblich suchte er heut' in der Religion den Trost, welchen er sonst im Gebete fand. Plötzlich trugen ihm die Lüfte den süßen Schall eines Wortes zu, das ihn hoch über allen Schmerz emporleitete. Sandte ihm ein Engel Tröstung ins Herz? Klang das Wort der Geliebten über die Berge zu ihm empor?

Paul war dem trauernden Freunde nachgeschlichen, und hatte ihn, von Jenem unbemerkt, beobachtet. Jetzt aber hatte er sich hinter ihm emporgerichtet, und

ihm in's Ohr geflüstert: „Diesen Kuß für meinen Gottfried!"

Freudig überrascht wandte dieser das Haupt, und Paul lag an seiner Brust. Ja, die Geliebte hatte im Augenblick des Scheidens dem sanften Bruder ihren ganzen Liebesschmerz vertraut, und für den Verlassenen diesen Gruß aufgetragen, der ihn als freundlicher Stern durch's Leben geleiten sollte.

Gottfried hatte seinen Muth wiedergefunden, und zog den Freund zu sich nieder auf den steinernen Sitz.

„Siehst Du," sprach er, „wie schön uns der blaue Morgen anlächelt? O nun ist ja Alles gut! Die Gemüther haben sich gefunden, die Geister sich frei angeschaut. Dies süße Weh, diese schmerzliche Freude möchte ich nicht missen um der Welt Schätze!

— — und füllt uns auch der Knabe
Mit Gift den Kelch, wir segnen seine Gabe!

„Fester, als je, steht mein Plan, würdig und nicht ohne Namen mein süßes Lieb wiederzuschauen. Nicht mehr wird mich ihr Anblick laben, ihre Gegenwart segnen, ihr liebes Wort begeistern: so komme denn du, Sehnsucht nach der Entfernten, mit deinen milden Wonnethränen, mit deiner wehmüthigen Trunkenheit und deinen Träumen von zukünftigem Glücke! Wäre denn auch Alles Nichts, hätte es keinen Erfolg, und sollte meine Liebe unglücklich sein: — nun, es genügt mir, ein edles Mädchen geliebt zu haben, und von einer deutschen Jungfrau geliebt zu sein! Freudig schau' ich in die Zukunft, farbenhell malt sie mir meine

Liebe aus, und diese Liebe löscht nur mein Blut! Mag der kalte Verstand reden: mein Gefühl soll er mir nicht zerstören, und ich weiß es, meine Hohe, Einzige würde ich auch lieben als die Gattin eines Andern, wenn ich allein und verlassen in der Welt dastände. Denn nicht leibliche Vorzüge, sondern den Geist hab' ich erkannt und liebeglühend umfaßt! Der Leib vergeht, aber Phönix Geist ist ewig! Hoch hinauf den Blick und heiter vorgeschaut! Im Süden, im schönsten Gau des deutschen Vaterlandes lebt ein Leben, schlägt ein Herz dem meinigen verschwistert. Treue — und sie wird gelohnt! Nur das Eine soll fest stehen und unwandelbar, und soll auch nicht von den tobenden Wogen des Gefühls erschüttert werden, noch von den Zweifeln des Verstandes: — die feste männlichstarke und weiblichweiche Ergebung in Gottes allgütigen Willen! Gott, Dir ergeb ich mich!"

So sprach Gottfried noch lange mit sich selbst und mit Paul über seine Liebe. Dieser, welcher den kühnen Flug seines Freundes bewunderte, fürchtete dennoch für die Zukunft. Er bedachte, daß unser verdorbenes Zeitalter mit der Verdrehung aller natürlichen Begriffe auch die Erziehung und den Werth des Weibes so frevelhaft erniedrigt hat, und daß sich in Folge dieser Ansichten das Weib selten über die Stufen einer ersten, allgemeinen Bildung erhebt, sondern ihr Entwickelungsgang, meist mit dem vollendeten sechszehnten oder siebzehnten Jahre abgeschlossen, von dort an gewöhnlich eher eine rückwärtsgewandte Richtung

nimmt. Er theilte seinem Freunde diese Besorgniß mit, und meinte, daß Elise später Gottfried, wenn dessen geistige Ausbildung mächtig fortschritte, nicht mehr werde genügen können.

Der Jüngling stutzte. Bald aber überwand er die in ihm aufsteigenden Furchtgedanken, und sprach: „O nein! Diese Himmelsblüthe, die ja noch kaum ihre ersten Blätter aufgethan, duftet schon so süß. Wie, wenn die warme Maiensonne der Liebe oder der glühende Sommerstrahl männlicher Kraft ihre innern Kelchblätter entfaltet, wie muß dann erst Farbenglanz und Duft aus ihr hervorblühen! O wie könnte sie mir verloren gehen?“

„Mit einem Dichter freilich sollte man sich nie auf Vernunftgründe einlassen,“ sagte Paul; „immer habt Ihr ein Bild bei der Hand, und wenn es Nichts beweist, so klappt es doch, und wir stehen wehrlos da mit all' unserer Weisheit.“

„Und all' Eure Weisheit schützt Euch doch eben so wenig gegen die Launen des Lebens, als unsre liebenswürdige Thorheit,“ entgegnete Gottfried lächelnd, indem er aufstand und ein rheinisches Volkslied vor sich hinsang.

---

## 6.

Bevor der junge Kinkel um die Mitte des vergangenen Jahres die Familie Zeller kennen gelernt hatte, stand er ziemlich einsam im Leben da. Freilich verkehrte er mit manchen Jünglingen, so mit den Studenten Koch, Bleibtreu, Kreutz, Müller, Evertsbusch, Marheineke und Anderen, allein dieser Umgang beschränkte sich mehr auf einen gelegentlichen Austausch wissenschaftlicher Ansichten oder gemeinsame Spaziertouren, als daß er den Charakter einer innigen Freundschaft getragen hätte. Eher verdiente schon diesen Namen sein Verhältniß zu Richard Selbach und Wilhelm Bögehold. Doch fand er auch in ihnen nicht ganz Das, was er suchte: beständige Anregung seiner Gefühls- und Geisteskräfte. So zog er sich denn ziemlich zurück, und lebte beseligt bald mit den Heroen, bald mit den Dichtern und Geisterfürsten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn diese Beschäftigung und die Gebilde seiner Phantasie den Schmerz der Einsamkeit und die Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft vergessen ließen.

Durch seine Bekanntschaft mit der Zeller'schen Familie fand er, wie wir gesehen haben, die Erfüllung seiner Herzenswünsche. Aber es ward ihm auch zugleich der Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft eröffnet, und sein neuer Umgang riß ihn aus seiner traumhaften Beschäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart hinein, die ihn den Augenblick genießen lehrte, und seinem angebornen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh.

Dabei trat freilich für ihn die Gefahr ein, er möchte sich universaliren. Er arbeitete nicht mehr so anhaltend und regelmäßig, wie sonst, wo er in einer Arbeit die Erholung fur die andere gesucht hatte, sondern mehr gelegentlich, weil es ihm jetzt an eigentlicher Anregung zum Studium manchmal fehlte; aber im Ganzen und Großen gewann er an Bildung.

Der nachhaltige Einfluß des erwähnten Umgangs zeigte sich noch herrlicher nach Abreise jener Familie. Der Verkehr mit Paul und die gewonnene Erfahrung warnte ihn, wieder in die alte Einsamkeit zurückzufallen, und das Bild der Geliebten munterte ihn zu fleißiger Entwickelung seiner vielseitigen Anlagen auf. Es genügte ihm nicht mehr an der bloß äußerlichen formellen Bildung, sondern er fühlte den Drang, durch treues Studium der positiven Wissenschaften die Ansprüche zu befriedigen, welche er theils selbst an sich machte, und welche ihm theils von Anderen bereits waren eingeräumt worden.

So floß sein Leben im stillen Gleichmaaß einer geordneten Thätigkeit dahin. Kam dann die Nacht mit ihrem sanftbefriedenden Flügelschlage, und ließ des Tages Last und Hitze mälig in seligem Traume verfluthen, dann stieg das Bild der Geliebten klar und milde vor seinem Geistesauge empor, und erweckte in ihm die tröstliche Hoffnung des Wiedersehens. Freilich war diese geheiligte Liebe nicht so stürmisch und schwärmend, wie seine frühere, aber sie wirkte dafür auch segnender auf seinen Bildungsgang ein. Würdig suchte er sich auf den gehofften einstigen Besitz Elisens vorzubereiten, und in freudigem Stolze pochte sein Herz, wenn er seine Bemühungen mit dem Beifall seiner Lehrer und Freunde gekrönt sah.

Bei so geregeltem Arbeiten war es erklärlich, daß seine Poesie ruhen mußte. Vielleicht ist auch die höchste Poesie wortlos. Ein angefangenes Trauerspiel „Prexaspes“ ward vorläufig zurückgelegt, und nur wenn Gottfried in seinen Mußestunden sich einmal in seine Lieblingsschriftsteller vertiefte, erwachte in ihm die Begierde, mit Jenen den Wettkampf zu beginnen. Namentlich waren es Körner's Schlachtgesänge, die ihn mit ihrer glühenden Freiheitslust ergriffen und den Muth in ihm wachriefen, selbst den Flug auf die Höhen der Dichtung zu wagen. Oft stiegen in seiner Brust, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Liederbuche hing, kühne Zukunftsgedanken auf von einem hohen Liede, das er dereinst der Welt singen wollte, aber noch ahnte er kaum all' die verborge-

nen Schätze seines Geistes, welche ein dornenvolles und reiches Leben im Lauf der Jahre zu heben bestimmt war. Noch ließ sich jenes Lied durch ein fröhliches Jugendträumen einschläfern, aber die Sehnsucht und der Schmerz dichteten es unermüdet fort, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorquellen hieß.

Die äußern Verhältnisse Kinkel's waren Nichts weniger, als glänzend. Sein Taschengeld war sehr gering, und das häusliche Leben in seiner Familie einfach und still. Schulden wollte der junge Student nicht machen, und obgleich er sich zur Ehre Gottes gern in der Entsagung übte, kam es ihm doch bisweilen hart genug an, sich aus Geldmangel so manches unschuldige Vergnügen versagen zu müssen, das er seine Freunde vor seinen Augen genießen sah. Auch zu wohlthätigen Zwecken fehlten seinem guten Herzen meist die erforderlichen Mittel, und das preßte ihm nicht selten Thränen in die Wimper.

Einmal dankte er inbrünstig seinem Gotte, daß er jetzt wieder ganze 10 Thaler besäße, aber am nächsten Morgen schreibt er in seinen Tagebuchnotizen: „Die 10 Thaler sind fort! Ich habe sie einem Freunde geliehen, der in Noth war, und bin nun selbst in einiger Verlegenheit. Doch es heißt ja: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit, so wird Euch alles Solches zufallen!"

Jede Unordentlichkeit der Lebensweise war ihm verhaßt. Namentlich verabscheute er das Spiel und

die Unmäßigkeit im Trinken aus tiefster Seele. Als Paul einige Zeit nach der Abreise seines Vaters seine Arbeiten etwas vernachlässigte, und öfter mit seinen Kameraden sich beim Kartenspiel amüsirte, erregte dies Kinkel's heftigsten Unwillen und schmerzlichste Besorgniß. Er nahm sich vor, alle Tage für Paul zu beten, und setzte dies Geschäft über ein halbes Jahr lang fort. Kindlich freute er sich, wenn Paul seinen Ermahnungen Gehör schenkte, und wieder fleißiger ward.

Auch das Tanzen hatte Gottfried seit seinen ersten Knabenjahren als sündlich betrachten gelernt. Ging er nun an einem schönen Sonntagnachmittage mit seinen Genossen auf ein nahegeleges Dorf, und war so recht seelenvergnügt und heiter in der Gesellschaft guter Menschen und der Umgebung einer herrlichen Natur, dann schnitt es ihm wie ein scharfer Mißlaut im schönen Einklang des Alls durch das Herz, wenn ihm plötzlich eine schallende Tanzmusik aus einer Bauernschenke entgegenklang, und oft flüchtete er sich aus einer lustigen Kirmes mitten in das Dunkel des Waldes oder auf die freien Gipfel der Berge, wo er dann langgestreckt, im Grase die bläulichen Rauchwolken aus seiner Thonpfeife in die frischen Lüfte hineinblies, indeß sich seine Gedanken über Zeit und Raum zu seiner fernen Liebe hinaufschwangen.

Von seinem religiösen Standpunkte sagte er damals selbst: „Von dem Hegelthum komme ich leider mehr und mehr ab; Rationalist zu sein ist mein höchster Wunsch, dabei bin ich jedoch zugleich Supranaturalist und Mystiker, nöthigenfalls sogar Pietist.“

So drängte ihn sein klarer Verstand unablässig zu einer vernunftgemäßen Auffassung der Theologie hin, während ein tiefes religiöses Gefühl und ein andachtglühendes Herz ihn eben so beharrlich in die wunderbaren Tempelhallen eines dunklen Wunderglaubens zurückzog. Allein diese Unklarheit seiner religiösen Begriffe beunruhigte ihn nicht; er sah dieselbe als nothwendigen Durchgangspunkt seiner Entwickelung an, und all' seine Zweifel löste zuletzt friedlich seine begeisterte Frömmigkeit und seine endlose Hingabe an den Willen des Allmächtigen.

So verstrich fröhlich der Sommer, und die Zeit rückte näher und näher heran, wo Gottfried das elterliche Haus verlassen sollte. Er freute sich namentlich darauf, in Berlin große Geister und tüchtige Männer seiner Wissenschaft kennen zu lernen, und nur der Abschied von seiner Familie, namentlich von seiner Schwester, welche er die „Bessernde“ zu nennen pflegte — so groß war die Demuth des Jünglings, daß er sich eine solche Hofmeisterin gefallen ließ! — fiel ihm schwer auf's Herz.

Schon sahen die Trauben an den dunkelgrünen Weinstöcken der Hand des Winzers entgegen, als Gottfried eine Thräne des Scheidens auf der feuchten Wimper zerdrückte, und mit seinen Freunden erwartungsvoll der großen Hauptstadt zureiste.

## Zweites Buch.

---

# Berlin.

Oktober 1834 bis August 1835.

---

# 1.

„Heda! Aufgewacht, Du mordfaule Ratze!"

Paul rieb sich die schlaftrunkenen Augen, und starrte verwundert seinen Freund an, der in ganz durchnäßten, straffanliegenden Kleidern vor seinem Bette stand.

„Aber Gottfried! Was hast Du denn gleich in der ersten Nacht unseres Hierseins für tolles Zeug angefangen?"

„Das kommt davon, wenn man nach Hinten hinaus wohnt," antwortete dieser. „Da mag noch so viel Skandal auf der Straße los sein, da mögen hundert Nachwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachschleppenden Säbeln die Stadt durchspektakeln, Nichts hört Ihr."

„Danke auch schönstens für solche Nachtunterhaltungen", lachte Paul.

„Wohl möglich; aber wenn Dir nun das Haus überm Kopfe zusammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen steht?"

„Dann lasse ich Gott und die Spritzenmänner dafür sorgen, daß die andere Hälfte von einer Sündfluth verschlungen wird, so heben sich die Gegensätze auf. Aber, Scherz bei Seite, Du scheinst mir gerade auf der Grenzmark zwischen der verbrennenden und ertrinkenden Welt gestanden zu haben.“

„Wie so?“

„Hinten hangen Dir die halbverkohlten Rockschöße trauernd zur Erde, und vorn — — — Aber, mein Gott, Was ist Dir?“

Gottfried hatte hastig den Rock ausgezogen, und starrte entsetzt auf die verbrannten Fetzen. „Es war mein bestes Stück Zeug!“ seufzte er trübselig, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen stürzten.

Als er sich etwas gefaßt, erzählte er sein Abentheuer. Gegen 4 Uhr Nachts erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch die Gassen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen rasselten über das Steinpflaster. Gottfried sprang aus dem Schlaf empor, fuhr ohne Auswahl in seine besten Kleidungsstücke, die er beim Auspacken für den folgenden Tag zum Zweck einiger Antrittsvisiten zurecht gelegt hatte, und fand ein Haus in der Mohrenstraße in lichten Flammen. Hastig drängte er sich durch die versammelten Massen, und half unablässig Wasser zutragen, bis sich der Brand gelöscht zeigte. Da er immer einer der Vordersten war, und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeschoben ward, mußte die Flamme seinen Rock ergriffen haben, ohne daß er

in seiner Thätigkeit darauf achtete. „Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, so bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur 6 Thaler," schloß er seine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blasse Hunger! 's geht nicht anders! Aber wo im December Geld hernehmen? Gott wird's wohl schicken!"

Paul tröstete den verzagten Freund, so gut er es vermochte, während er sich anzog, und folgte ihm dann in dessen Wohnung, indem er ihm seinen Mantel lieh, und ihn zur Eile antrieb, damit er sich in den nassen Kleidern nicht erkälte.

Kinkel bewohnte ein einfaches, aber freundliches Zimmer in der Charlottenstraße im Hause des Theater-Regisseurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von Bonn aus Empfehlungen mitbrachte. Kaum war er auf seiner Stube mit seinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn seines Wirthes, ein junger liebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnäßte Student kleidete sich rasch um, und nun ging es an's weitere Auspacken seiner wenigen Habseligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Gesprächen behüflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezensenten der aufzuführenden Stücke suche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot seiner alten Mutter, das Schauspielhaus zu besuchen, aber er dachte auch an

seine namenlose Noth, und schüchtern fragte er: „Könnte mir wohl diese Stelle übertragen werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Ferdinand. „Wenn Sie mit meinem Vater darüber sprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme ist gering.“

„Wie groß ungefähr,“ fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe, und Jener bat, deßungeachtet, ihn seinem Vater vorzustellen, da er gern mit diesem Honorar znfrieden sei.

Die Sache ward sofort in Richtigkeit gebracht, und Kinkel freute sich, wenigstens doch Eine sichre Aussicht auf einen bescheidnen Verdienst zu besitzen.

Beim ferneren Auspacken seiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Professoren und einige Familien vor·, unter andern ein Schreiben des Professor Sack an dessen Schwester, die damalige geheime Legationsräthin Eichhorn. Sinnend wog er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf spätere Zeit in sein Tagebuch, wo es vergessen liegen blieb. Wer weiß, wie sein Schicksal sich nachmals gestaltet hätte, wenn er durch jenen Brief in das Haus des späteren Ministers wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über seinem Haupte, und ließ ihn die Häuser der Vornehmen und Großen der Erde vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie seines Wirthes und besonders mit dem jungen Maler Weiß in mehre Gesellschaftskreise ein. Namentlich

verlebte er im Umgange mit der Familie Schlössing manche angenehme Stunden.

Um sich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu schützen, verschmähte Gottfried selbst die saftlosesten und langweiligsten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler fast täglich Correkturen von Drucksachen, und verwaltete dies mühevolle und wenig einträgliche Geschäft mit der größten Pflichtreue und Aufopferung.

Außer dem täglichen Verkehr mit Paul Zeller, Richard Selbach, dem jungen Weiß und dem Studiosus Theologiä Wilhelm Bögehold, zu welchem Letzteren er sich damals besonders hingezogen fühlte, reizte ihn namentlich der tiefergehende Umgang mit einem höchst genialen Architekten: Hugo Dünweg aus Barmen.

Dieser Jüngling machte beim ersten Anblick den Eindruck eines seltenen und außergewöhnlichen Menschen. Unter röthlichgelbem Haar und Augenbrauen blitzte ein glänzendes tiefblaues Auge hervor, das beständig mit geistreicher Unruhe umherschaute, dann aber im Gespräch mit einem Mal fest auf den Mienen des Redenden hangen blieb, wenn dieser ein Wort, einen Gedanken vorgetragen hatte, der Hugo entweder stutzen machte oder sonst sein Interesse lebhaft in Anspruch nahm. Es lag etwas Hastiges und Leidenschaftliches in all' seinen Bewegungen, und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht selten Bitteres und Zerissenes, zumal wenn sich sein edelgeformter Mund, wie es oft geschah, zu einem sarkastischen Lächeln verzog.

Hugo war bereits früh in die Welt hinausgestürmt. Begabt mit den herrlichsten Anlagen zur Poesie, hatte er bald alle Erwartungen seines glühenden Herzens getäuscht und verhöhnt gefunden. Sein Vaterland, für dessen Freiheit und Größe sein Herz mächtig schlug, sah er, von elenden Buben geknechtet, im Todeskrampfe verzucken, und die Thaten Derer, welche stets das Wort der Liebe auf der Lippe trugen, straften ihren Mund Lügen. Er sah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, verschmäht und gemordet, und gerieth so von Zweifeln zu Zweifeln, von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war sein Herz gut und edel, und sein Lied schoß wie ein reinster Blutquell aus der verwundeten Brust des noch im Tode singenden Schwanes.

Eine so großartig angelegte, aber sich selbst zerstörende Natur konnte nicht verfehlen, auf Kinkel den lebhaftesten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erscheinung auszuüben. Dieser suchte mit Allem zu glänzen, was er an Vorzügen besaß, um einen so wilden und ewig nach Lebensgenuß ringenden Geist zu fesseln, nicht aus Selbstsucht, sondern weil er in seiner jugendlichen Unschuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menschenherz so früh und so grimmig zu durchschüttern vermochte. Und er sah dies große Herz ja verbluten unter seinen Qualen; wie sollte sich ihm nicht der Gedanke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Hugo war schwer ganz zu durchschauen, allein es gelang Kinkel, ihm fast täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen seiner reichen Dichterbrust aufschloß und nun vereinigt der Töne Schwall von Beider Lippen strömte.

Anfänglich hatte Gottfried die Poesie ruhen lassen wollen; er schrieb an einer Geschichte der Adoptianer, und gedachte sich ganz in theologische Arbeiten zu versenken. Aber Hugo trieb ihn beständig vom Schreibtische fort, und regte seinen Drang zur Dichtung trotz dem gelben sumpfigen Wasser der Spree und den kahlen Häuserkolossen so mächtig an, daß oft die Adoptianer sammt der ganzen Gottesgelahrtheit in lauter Poesie erstickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Monat December saß Kinkel fleißig bei seiner Arbeit. Hugo trat ein, und da sein Freund sich nicht wollte stören lassen, stellte er sich an dessen geöffnetes Schreibpult und kramte in allerlei Papieren umher. Plötzlich fand er ein loses Blatt und las:

### Monolog des Otanes:

„O eitle Lust der hirnverbrannten Menge,
Verfolgst du mich auch in dies stille Haus?
Die widerwärt'gen Töne drängen sich
Wie böse Geister ein in meine Brust; —
Ist dies ein Fest, dann giebt's kein Trauern mehr!
Ist Sklaverei ein Fest — Was ist dann Freiheit?
Heut' schmiedet willig sich ein edles Volk
Aus schnödem Eisen eine Sklavenkette! — —

Wär' ich gefangen in dem tiefsten Thurm,
Ich bisse grimmig meine Eisenfesseln;
Und wenn ich mir die Zähne abgestumpft,
Ich würde doch noch rasseln mit den Ketten!
Doch dieses Volk — der ungeheure Riese,
Der Diamantenfesseln könnte sprengen —
Es kettet selbst sich — und es jauchzt dazu!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ha, soll ich's dulden, daß um Kores' Krone,
Die dieses Erdballs bestes Volk beherrscht,
Wie um ein Aas, sich diese Bestien streiten?
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwischen jenen Tiger
Und diesen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und sie versenken in den tiefsten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtschaft Zeichen“ so vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke schenken,
Der Höchste nicht — doch soll kein Höhrer sein!“

Kinkel fühlte sich plötzlich krampfhaft emporgerissen, und mit fiebernder Hast fragte ihn sein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinstreckte:

„Um Gotteswillen, Gottfried, Was ist das?“

„Ein zerstreutes Bruchstück aus einem angefangenen Trauerspiel: „Prexaspes'“ entgegnete dieser betroffen; „aber, Mensch! Was willst Du? laß mich doch los!“

„Angefangen? — Trauerspiel — Prexaspes? — Und Du kannst hier ruhig bei Deinen verfluchten Adoptianern, oder wie das Lumpenpack heißt, sitzen,

während Dein Trauerspiel sich unvollendet im Pult herumtreibt?!"

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden."

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal — vollenden?!" starrte ihn Hugo mit weitaufgerissenen Augen an. „Bist Du denn vollständig toll geworden?! Glaubst Du denn, daß der verknöcherte Pastor noch solche „Räuber" die Censur passiren läßt?"

„Aber ich will niemals ein verknöcherter Pastor werden."

„Schöne Vorsätze das! Der Weg zur Holle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, sagt Pater Abraham a santa Clara oder sonst Jemand, — und ein evangelischer Pfaff kümmert sich den Teufel um die Tiger und Wölfe, setzt Hugo Dünweg hinzu."

Gottfried wollte sprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!"

Er riß ungestüm das Manuscript der Adoptianer vom Tische, warf es zerknittert in das Schreibpult, legte das erwähnte Blättchen an die Stelle desselben und fuhr gemäßigter fort, indem er den noch ganz verwunderten Freund wieder auf seinen Stuhl drückte: „Siehst Du, so ist es Recht! Der Prexaspes wird fortgesetzt, er muß — laß sehen, wir schreiben Mitte December — er muß bis zum Februar fertig sein, dann bringst Du ihn dem Theaterdirektor, dann wird er aufgeführt, und Dein Ruf ist gegründet!"

„Und Du wirst dem Dichter einen Lorbeerkranz von der Gallerie vor die Füße,“ lachte Kinkel.

„So — jetzt machst Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht stören. Nachher komme ich wieder zu Dir, dann liesst Du mir das Geschriebene vor.“ Damit nahm Hugo seinen weißen Filz, und stürmte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf seines Freundes zu achten.

Lächelnd nahm dieser die mißhandelte Abhandlung wieder hervor, schrieb ungestört weiter, und beschloß dabei im Stillen, den Prexaspes“ nicht zu versäumen.

Gegen 10 Uhr kam Hugo zurück. Verstimmt sah er den jungen Dichter im blaßgrünen Schlafrock und aus der langen Arbeitspfeife mächtig qualmend bei den Adoptianern, freute sich jedoch über das Versprechen, das begonnene Drama fortzusetzen.

Es entspann sich bald ein tieferes Gespräch zwischen den beiden Junglingen, das von Kinkel mit ruhiger Klarheit, von Dünweg mit leidenschaftlicher Erregtheit geführt wurde. Der Letztere hatte viel Wein getrunken und dadurch seine schon von Natur heiße Stimmung noch gesteigert. Er klagte in wilden Ausrufen über den Wandel der irdischen Dinge.

Endlich stieß er trotz der kalten Winternacht das Fenster auf, und ließ den scharfen Zugwind durch sein Haar streichen. Stürmisch rief er in die stille Nacht hinaus:

„Ha, wie die Brust sich hoch hebt bei dem Anblick des himmlischen Glanzes, wie das Gestirn mit Flam-

menzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz strahlt! — Unendlichkeit! o des erbärmlichen Flitterstaates, von dem jeder Schuft einen Fetzen um sein Dasein hängt, sein elendes Selbst in dem glänzenden Meere unbemerkbar zu machen! Hier sind die Marken des Geistes, hier der klägliche Herabsturz des Erkennens in der Vermuthung grundlose Tiefen, der unermeßliche Sprung vom Tropfen zum Ozean! Wie gern möchte sich der hochfahrende Geist mit kühnem Flügelschlage hinauftragen in die kreisenden Sphären des Weltraums: — aber das Wort versiegt vor dem strahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichthinschwebenden Aether, und in wirrem Hinabsturz taumelt der Geist zurück in sein ewiges Gebiet — die beengende modrige Erde!

„Doch die Sterne schauen den kühnen Flieger so tröstend an mit ungetrübtem Glanze und seliger Klarheit, der dann erschaut, kostet den Dampf des göttlichen Nektars und sich hineinträumt in ihre kreisenden Bahnen und Systeme.

„Und ewig hängt sein feuchtes Auge an ihrem Glanze, und heiligen Frieden strahlen sie in sein zerrissenes, blutendes Herz! Hier ist das Gebiet der Wahrheit, welche die Erde floh, und ihre Segnungen gen Himmel teug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen sich Welten in festen, unveränderlichen Bahnen. Die Sterne kennen keine Willkühr, in bestimmtestem Maaße bewegen sich ihre ruhigen Massen.“

Das Gemüth des seltsamen Schwärmers schien sich allmälig zu beruhigen, — als plötzlich eine Sternschnuppe vom Himmel sank. Hugo schrie auf:

„Wehe, Was stürzt so flammend herab von den hohen Gewölben zur Erde nieder? Sterne reißen sich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit, kein Bestand?! Wenn die Sterne lügen, wo ist dann noch Wahrheit zu finden?"

Hugo schlug ungestüm das Fenster zu, daß klirrend eine Scheibe zersprang, und brach zusammen.

„Ich kann diese Nacht nicht schlafen," sagte er, „gieb mir ein Blatt Papier, und geh' zu Bett!"

Der besorgte Freund mußte ihn seinen Willen thun, und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberschlaf.

Als er am Morgen aufwachte, hatte sich Hugo bereits entfernt; aber auf dem Tische lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelnder Phantasien und zerrissener Traumgedanken, das Jener in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte.

---

## 2.

### Ein Berliner Lebenstag *).

Von 6—8 Uhr. **Bibellesen:**

„Und er hatte gesessen zu Füßen seines Meisters Gamaliel.“

Von 8—9 Uhr. **Collegium bei Marheineke:**

„— — Ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsherum ist schöne grüne Weide.“

Von 9—10 Uhr. **Collegium bei Hengstenberg:**

„Hier wird der Geist recht brav dressirt,
In span'sche Stiefel eingeschnürt.“

Von 10—11 Uhr. **Besuch bei Schlössing's:**

„— — Und alles Weh und alle Freude
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.“

Von 11—12 Uhr. **Collegium bei Neander:**

„Zwar weiß ich Viel, doch möcht' ich Alles wissen.“

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch.

Von 1—2 Uhr. Tischstunde:

„Iß, trink' und sei vergnügt!“

Von 2—4 Uhr. Berliner Nachmittag:

„Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Wüsten hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.

Von 4—6 Uhr. Prexaspes:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur.“

Von 6 Uhr — Nachts. „Tabula rasa.“

## 3.

Der Winter verstrich unter fröhlicher Abwechselung von Arbeiten, Poesie und geselliger oder freundschaftlicher Unterhaltung. Paul hatte zu Ostern die Universität verlassen, und das Bild Elisens trat in Gottfried's Seele mehr und mehr zurück, ohne doch jemals ganz zu erlischen. Allein es fehlte das äußere Band, Kinkel erhielt nur selten von Paul Nachrichten über die entfernte Geliebte, und bald meldete ihm dieser Elisens Verlobung mit einem anderen Freier. Jetzt hielt der junge Student es für eine heilige Pflicht, alle Gedanken an ihren dereinstigen Besitz aufzugeben, und so drängte er das ihm so liebe Bild allmälig weiter und weiter auf der Tafel seiner Erinnerung zurück.

Dagegen schloß er sich mehr und mehr an die übrigen Freunde an, und war im Ganzen genommen glücklich und heiter, wenn auch oft das Sehnen nach einer beständigen Liebesgluth ihn mächtig ergriff.

Seine Poesie schlummerte nicht, aber unter der Last seiner theologischen Arbeiten und dem gewaltigen

Einfluß des wilden Hugo Dünweg blitzte sie seltner auf, und nahm manchmal den leidenschaftlichen Charakter seines Freundes an. Es war oft mehr eine verzehrende Flamme, die unter der erkalteten Lava hervorbrach, als das mildwärmende Feuer sanfter Gefühle, und doch fühlte er, daß nur die Poesie sein Wesen, wie früher, so auch jetzt zur Blüthe würde entfalten können. In diese Zeit fällt das schöne Gedicht an Richard Selbach *) und eine Reihe von Jugendgedichten, die eine tiefe Sehnsucht nach der Natur verrathen, von der ihn so oft ein religiöser Irrthum fortriß, aber an deren Brust ihn stets ein reines Gefühl wieder zurückzog.

Gottfried hatte in dieser Zeit manchmal körperliche Leiden ausgestanden. Bald nach seiner Ankunft in Berlin war der junge Weiß gefährlich erkrankt, und Kinkel hatte, mit Ausnahme seiner Collegienstunden, die er nicht leicht versäumte, Tag und Nacht an dem Bette seines bedrohten Freundes zugebracht, und ängstlich jeden seiner Athemzüge belauscht. Als dieser endlich nach einem langen Schmerzenslager genas, fühlte Gottfried die eigne Gesundheit zerstörend angegriffen, und mußte sich in seinen Arbeiten einschränken, um nicht ebenfalls in ein langwieriges Siechthum zu verfallen.

Als aber der Frühling kam mit seinem frischen Grün und seinen tausend und aber tausend Blüthen,

---

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1843. Seite 54.

da säuselten die warmen Mailüfte auch von Gottfrieds Stirn das letzte Winterleiden hinweg, und das Roth der Genesung schoß ihm wieder freudig in die Wangen.

Es grünte und blühte in seiner Brust. Das Lied der Vöglein und das leise Flüstern in den Wipfeln der Bäume weckte ein Echo in seinem Herzen, unsäglich viele Gedichte stiegen in ihm empor, und manches entfaltete sich voll zur herrlichsten Blüthe. Sein ganzes Wesen und Dichten wurde leicht, gefühlsmäßig und anspruchslos, wie das Weben des Lenzes im Gegensatz zum kalten und philosophischen Winter. Ein Hochgefühl der Lebenskraft erfüllte sein Herz, aus dem tiefsten Busen wogten und brausten unzählige Gedanken hervor; schnell und gefügig stellte sich das Wort. Es fluthete in seinem Innern von Dichtungen, Alles — Welt, Gemüth und Natur — gestaltete sich ihm zu einem poetischen Rundgemälde. Ein großes Epos in zwölf Gesängen: „Des Kreuzes Triumph" ward begonnen, und die drei ersten Gesänge in kurzer Zeit ausgeführt. An Stoff fehlte es ihm nicht, und so konnte er unabläßig fortschreiben, bis ihn die Freunde in's Freie riefen oder die stille Nacht ihn an die Pflicht des Schlummers mahnte.

Er singt selbst von dieser lustigen Frühlingszeit:

„Ein üppig blühend Jugendleben
Umgiebt mich rings mit frohem Glanz,
Der reichsten Schönheit Zauberweben
Schlingt um mich aller Freuden Tanz;

Die Sonne lacht, die Fluren blühen,
Der Fremde frischer Geist ist mein,
Die Leier ohne mein Bemühen
Tönt volle Klänge muthig drein!"

Waren nun auch diese Lenzgedichte meist subjectiv und mangelten häufig einer durchgebildeten poetischen Form, so lag das eben in seiner jugendlichen Natur, und ein stetes Ringen nach Fortschritt und Vollendung gab sich auch schon in diesen Jugendpoesieen kund, die leicht und frisch aus seiner reinen Seele hervorströmten.

Freilich quälte ihn manchmal der Zweifel, ob ihm wirklich ein großes Talent verliehen sei. Schon in seiner frühesten Knabenzeit hatte ihn ein mächtiger Trieb zur Malerei hingetrieben, und einst, als er lange vor dem herrlichen Bilde der badenden Diana stand, knirschte er mit den Zähnen, daß nicht auch er Solches zu schaffen vermöge, daß ihm der Pinsel versagt sei. Aber dann hob ihn wieder das Gefühl, daß auch Worte und Töne, ebenso lebendig wie Farben, in gleicher Schönheit und Kraft das Wesen des Göttlichen offenbaren und die Größe des menschlichen Geistes bekunden. Und als er nun Oehlenschläger's Correggio über die Bretter wandeln sah, da erfaßte ihn der unwiderstehliche Drang, Gleiches zu wirken, und er wagte hinfort nicht mehr an der göttlichen Macht der Poesie zu zweifeln. —

Die Natur hatte in diesem Jahre ihre vollste Herrlichkeit entfaltet, die Amsel schlug in den Hecken,

und lustig hatte der Wind die weißen Blüthen von den Kirschbäumen herabgestreift, als ein leichtes Fuhrwerk auf der Straße nach Schönhausen hinrollte, und in der Nähe des königlichen Schlosses vor dem freundlichen Wirthshause anhielt. Die Aussteigenden wanderten unter fröhlichem Gespräch in den Schloßgarten, und suchten sich ein schattiges Plätzchen, wo sie sich in malerischen Gruppen hinlagerten. Die Gesellschaft bestand aus einer ältlichen Dame und ihren Töchtern, den Fräulein Henriette und Marie Schlössing, deren Bruder Eduard, einem jungen Lackmaler, der jedoch damals einen erfolglosen Anflug zu wirklicher Kunstmalerei nahm, Richard Selbach und Ferdinand Weiß.

Kaum hatten sie Platz gefunden, als Hugo Dünweg und Gottfried Kinkel Arm in Arm dahergeschlendert kamen, die auf dem Wagen nicht mehr Platz fanden, und deßhalb zu Fuß der befreundeten Gesellschaft nachgegangen waren.

„Sieh da, Meister Wolfram und Meister Gottfried von Straßburg!“ scherzte Selbach, der sich mit Fräulein Henriette angelegentlich unterhielt.

„Herrlich, daß Sie kommen!“ begrüßte Fräulein Marie die Ankommenden, „uns fehlten nur die Dichter, um uns diesen herrlichen Frühlingstag ganz genießen zu lehren.“

Gottfried erröthete, und Hugo ließ sich neben der Sprechenden auf das junge Moos gleiten. Letzterer fühlte sich niemals wohler, als in der Gesellschaft des schönen muntern Mädchens, und seine Zuneigung zu

derselben schien allmälig die Färbung einer innigen, wohl nicht ganz unerwiederten Liebe anzunehmen.

Ferdinand Weiß zeichnete das königliche Schloß in sein Skizzenbuch, und Gottfried setzte sich neben Eduard Schlössing und dessen Mutter.

Letzterer lenkte das Gespräch, wie gewöhnlich, auf das Theater. Am vorigen Abend war ein französisches Lustspiel aufgeführt worden, in welchem, wie in den meisten dieser Stücke, das Verhältniß der Ehe auf die leichtfertigste Weise herabgewürdigt ward. Der junge Schlössing erzählte, er habe herzlich gelacht, und sich weidlich amusirt.

Kinkel sprang von edlem Zorn erglühend auf, und begann mit der ganzen Wärme seines sittlichen Gefühls die Polemik gegen diese skandalösen Bühnenstücke der Neuzeit. Er begriff nicht, wie ein gebildeter und tugendhafter Mensch an solchen plumpen Späßen auf Kosten der heiligsten Begriffe Gefallen finden und dieselben gar loben könne.

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß es mit den meisten Ehen hier zu Lande anders ist?“ unterbrach ihn ruhig Madame Schlössing.

„Schlimm genug,“ erwiederte der feurige Jüngling; „doch dann sollte man wenigstens nicht durch die Verherrlichung solcher Bubenstreiche zur Nachahmung der Lasterhaftigkeit aufreizen!“

Fräulein Marie, welche die Fortsetzung des angesponnenen Zwistes fürchtete, bat die beiden Poeten, einige ihrer letzten Produktionen vorzutragen.

Nach einigem Zögern nahm Gottfried seine Brieftasche hervor, und las:

„Was soll ich singen und sagen?
Die Brust ist voll und weit,
Die Pulse kräftig schlagen
In dieser Wonnezeit.

Ich lieg' auf grünen Matten,
Weithin dehnt sich die Au,
Durch dunkelgrüne Schatten
Erglänzt des Himmels Blau.

Doch mangelt Eins noch immer
Zur hellen Dichterlust, —
Der Liebe milder Schimmer
Füllt mir noch nicht die Brust.

Drum weil der Schwestern keine
Du einen mir gewollt:
Bleib' Du, Natur, alleine
Mit Muttertreu' mir hold!

Du schenktest mir für's Schöne
Den freien, offnen Sinn;
Der Schöpfung reiche Töne,
Die sind mein Hochgewinn.

Was groß zu allen Zeiten,
An allen Orten war,
Schon schau' ich's wie von Weitem,
Die Dichtung macht mir's klar.

Drum willst Du mir versagen
Den leichten Minnescherz:
So laß mir ewig schlagen
Dein großes Mutterherz!"

„Recht hübsch," bemerkte Fräulein Henriette, „nur etwas zu leichte Waare. Sie sollten sich den Göthe noch mehr zum Muster nehmen, um von ihm Objectivität zu lernen."

Jetzt zog auch Hugo seine Schreibtafel hervor, und las:

## Meerfahrt.

„Was trauern die blauen Wogen,
Was schweigt der geschwätzige Wind?
Es kommt dahergezogen
Ein todtes Königskind.

Im schwarzbehangenen Schiffe
Da liegt die blasse Maid,
Mit Saitenspielen stehen
Die Ritter ihr zur Seit'.

Die Winde alle lauschen
Auf ihre Melodei,
Die Wasser so traurig rauschen
Am dunklen Schiff vorbei.

Sie denken gesunkener Sterne
Am sonnigen Frühlingstag,
Da in der Fluthen Umarmung
Die Königstochter lag.

Da ihr der Wellen Gekräusel
Den Leib umschlungen hielt,
Da mit den Haaresflechten
Dereinst die Winde gespielt. —

So war es wohl vor Zeiten,
Jetzt ist die Jungfrau todt,
Jetzt strahlet nicht mehr die Wange
Rosig wie Morgenroth.

Wie eine Lilienblume,
Die von dem Sturm zerknickt,
So haben im Todtenkleide
Die Sänger sie erblickt.

Drum trauern die blauen Wogen,
Drum schweigt der geschwätzige Wind,
Daß so dahergezogen
Das todte Königskind."

Mariens Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf der bleichen Gestalt des Dichters, und die Thräne, die sich auf ihre Wimper stahl, mochte ihm ein schönerer Lohn scheinen, als der stürmische Beifall der Uebrigen, nachdem er geendet.

Nun sollte Gottfried wieder ein Lied mittheilen. Kleinlaut ergab er sich in sein Schicksal, weil er die Ueberlegenheit seines Nebenbuhlers fühlte, und sprach das Lied von der

## Frau Minne.

„Es ist eine schöne Kön'gin,
Die hat ein mächtig Reich;
Wollt Ihr die Reiche zählen
Nach Seelen,
Da thut's ihr keine Andre gleich.

Das ist die Königin Minne,
Die herrschet überall,
Die mit gar holden Blicken
Und Tücken
Den Stolzen bringt zum tiefsten Fall.

Wohl hab' ich lang gekämpfet
Mit ihrem Regiment;
Doch wie ich auch mag ringen:
Gelingen
Muß ihr doch Alles bis an's End'!

Nun hat sie auch erobert,
Die einst nur mir geweiht,
Daß sie in Liebchens Armen
Erwarmen
Vom kalten Hauche dieser Zeit.

Wie steh' ich nun im Leben
So freudlos, kalt und still!
Ob mir denn Keiner tragen
Die Plagen
Der Einsamkeit mehr helfen will?

Fürwahr, ich trag's nicht länger:
Frau Minne, nimm auch mich
In Deine milden Hände,
Und ende
So meine Schmerzen ewiglich!"

Fräulein Henriette und Richard drückten sich verstohlen hinter dem Rücken der Mutter die Hände, und der junge Weiß sagte scherzend: „Ein new Minneleich in der Spielweis Heinrich's von Meissen, genannt Frouwenlob."

Hugo lehnte sich an einen Baumstamm, und las, indem er sein unstätes Auge fest auf Marien's Antlitz heftete, folgendes Gedicht:

„Der alte Gott im Himmel
Der ist ein Musikant,
Der hat die großen Saiten
Von Stern zu Stern gespannt.

Die Welten alle tanzen
Nach seiner Melodei,
Die schwingen um ihn sich lustig
In Bahnen mancherlei.

Und bis die alten Lieder
Verklungen, die er singt,
Bis daß die letzte Saite
Auf seiner Harfe springt:

Da walzen sie, da streicht er
Die Fiedel wild dazu,
Und Ewigkeiten sehen
Dem tollen Wirbel zu."

Aengstlich hatte Marie vor Hugo's leidenschaftlichem Blick das Auge niedergeschlagen, jetzt erhob sie es wieder, und starrte fremd zu ihm empor. Der arme Zweifler preßte sein Haupt schmerzhaft an die junge Rinde des Baumes und entfernte sich dann mit langsamen Schritten aus der Gesellschaft, deren Munterkeit mit Einem Male verflogen war.

Einzelne graue Wolken hatten bereits bei der Hinfahrt sich am Himmel zusammengezogen, die jetzt

in schwarzen Massen näher rückten und mit einem schweren Gewitterregen drohten. Ein plötzlicher Windstoß erhob sich, und wirbelte den Sand in weiten Kreisen auf, zugleich eine Masse betäubender Düfte aus den jungen Blumen und Gräsern emporschwellend. Die Gesellschaft flüchtete sich eiligst in das nahegelegene Wirthshaus, um das Vorübergehen des Gewitters abzuwarten. Hugo fehlte.

Auch Kinkel zog sich bald auf einige Minuten zurück, angeblich um nach dem verschwundenen Freunde zu spähen. Doch machte er an dem Scheunenthor Halt, und schrieb, auf das frische Gras gelagert, folgende Strophen in sein Taschenbuch:

„Warum doch wieder so trübe,
Du ungewisses Herz?
Es ist nicht Haß noch Liebe,
Nicht Wehmuth oder Schmerz.

An hellen Sommertagen
Da bin ich froh und klar,
Wenn laut und schäumend sich jagen
Der Phantasieen Schaar.

Und wenn der Regen schießet,
Faßt mich ein stilles Weh,
Durch meinen Busen fließet
Ein sturmeswilder See.

Doch heut' ist grau die Veste,
Und doch kein Regenguß,
Da nahn als arge Gäste
Mir Mißmuth und Verdruß.

O glühe, Sonne, glühe,
Mach' hell, wie sonst, mein Haupt!
Sonst sprüh', o Regen, sprühe,
Es ist dir gern erlaubt!"

Kaum hatte Gottfried die letzten Zeilen aufgezeichnet, als auch schon einzelne schwere Tropfen niederrannen, und ihn an der Thür empfingen. Er entblößte sein Haupt, und ging mit langsamen Schritten über den Hofplatz zur Gesellschaft zurück.

Als der starke Regen und das losbrechende Gewitter sich fast schon verzogen hatten, kehrte auch Hugo bis auf die Haut durchnäßt wieder und ging mit Gottfried nach der Stadt zurück, während die Uebrigen etwas später ihnen nachfuhren, und sie noch vor dem Thore erreichten.

Ein warmer und erfrischender Hauch lag über den Fluren, als die Freunde vor ihrer Wohnung anlangten, und sich zum Abschiede die Hand drückten.

## 4.

Am andern Morgen kam Hugo früh auf Kinkel's Zimmer, und kündigte ihm seinen Plan an, sofort Berlin zu verlassen. Besorgt fragte ihn sein Freund nach der Veranlassung dieses plötzlichen Entschlusses.

Hugo wollte erst nicht recht mit der Sprache herausrücken; endlich aber sagte er:

„Du weißt, ich liebe Marien, — vielleicht liebst Du sie auch, — aber sie giebt mir den Vorzug, ohne mich doch verstehen zu können. Hast Du bemerkt, wie sie mich ansah, als ich gestern mein Gedicht „vom alten Musikanten" vortrug?"

„Freilich, aber das darf Dich nicht muthlos machen; auch mir schauderte vor diesen wilden verzweifelnden Klängen. Du kamst mir vor wie ein singender Ossian, der über dem Erdball schwebte. Erst sangst Du ein schönes schmerzliches Lied, um das Marien die Thränen in's Auge traten; dann aber zerrißt Du

mit einem wildharmonischen Schrei alle Saiten Deiner Goldharfe, und Dein Herz und Deine Hand schienen blutig. So stürztest Du fort — — —"

„In den Tod!" murmelte Hugo dumpf. „Siehst Du wohl, Gottfried, daß ich Recht habe? Ich bin eine dämonische Natur, und will Marien nicht unglücklich machen. Ich bin ein Eichbaum, in dessen Mark, in dessen stolzesten Wipfel Gott einen rothen Blitzstrahl sandte. Die Flamme hat gezündet, aber — sie verzehrt mich! — Gieb mir die Hand, Gottfried! — Ich weiß, Marie wird um mich weinen, ich bin vielleicht gegen sie zu weit gegangen, indem ich ihr mein ganzes wildes Herz darlegte, — Du bist gut und mild, Du kannst sie trösten, wenn ich fortgehe in die weite Welt. Versprich mir, daß Du ihr lichter Friedensengel sein willst!"

Gottfried war schmerzlich und wehmüthig erregt, er warf sich weinend an die Brust seines Freundes, bei dem er bisher fast die Rolle des Karlos gespielt hatte, und dessen stolze Kraft er jetzt ahnend gebrochen sah. Hugo's Verhältniß zu der liebreizenden Marie war ihm nicht entgangen, und er hatte ihn oft um die Gunst der schönen Jungfrau beneidet, ohne daß er doch je daran gedacht hatte, sie zu lieben. Nur die dunkle Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen, das er ganz sein nennen dürfe, ergriff ihn, wenn er sich so allein dastehen fand, und auch jetzt, wo er sich ernstlich befragte, schlug sein Herz nicht lauter bei

Mariens Namen, sondern das Bild Elisens tauchte wie ein versinkender Stern in seiner Erinnrung empor.

Als er lange vergeblich versucht hatte, den Freund von seinem übereilten Entschlusse abzuziehen, versprach er ihm, sich der verlassenen Jungfrau anzunehmen, mit dem festen Willen, selbst unter allen Fällen kalt zu bleiben und die Freiheit seines Herzens zu bewahren. Alles, was er zu erlangen vermochte, war das Versprechen Hugo's, eine lange beabsichtigte Reise nach Rügen erst mit seinem Freunde anzutreten, und dann auf der Rückkehr noch einige Zeit in Berlin zu verweilen.

Nach wenigen Tagen führten sie ihren Plan aus, und begaben sich, vom schönsten Wetter begünstigt, auf den Weg. Einen mächtigen Eindruck machte es auf unsere Freunde, als sie zuerst das weite, blaue Meer der Ostsee begrüßten. Lange saßen sie auf der Höhe der Stubbenkammer, auf dem stolzen Königsstuhle, und ließen den Blick über die unbegränzte Wasserfläche hinschweifen auf die am fernen Horizonte gluthroth aufgehende Sonne, die sich erst wie ein feuriger Ball aus dem Wellenbade erhob, bis sie allmälig höher und höher stieg, und endlich den ganzen Gesichtskreis, die westlichen Zackenspitzen und den hohen Leuchthurm von Arkona mit weißlichem Licht überstrahlte.

Gottfried begrüßte das herrliche Schauspiel mit einem jauchzenden Ruf, wie ihn der Mensch im Voll-

gefühl höchster Freude ausstößt, Hugo aber stand mit ausgebreiteten Armen und starrte dem jungen Tag entgegen. Dann erfaßte ihn plötzlich der Gedanke jener Nacht, die in seinem eignen Innern heraufdämmerte, er gedachte, wie ihm jedes liebliche Traumbild, das die Dichtung ersann, mit dem wechselnden Geiste dahinschwand, und wie der eisige Ernst, welcher sein Leben durchwehte, die herrliche Begeisterung, die Frucht seiner Jugend, herabschütteln wollte, und da umnachtete sich sein Auge, mit brennendem Schmerz warf er sich langgestreckt auf den nackten Kreidefelsen.

Als er das Haupt wieder emporrichtete, sah er Kinkel emsig schreibend. Wehmüthig ergriff auch er seine Schreibtafel, und zeichnete die flüchtigen Worte hinein:

„Das waren wohl sonnige Tage,
Das war eine festliche Zeit,
Wo wir bei Lieb' und Gelage
Des Lebens uns selig gefreut.

Nun ist's mit der Liebe zu Ende,
Es mundet nicht mehr der Wein,
Man reicht sich zum Scheiden die Hände, —
Da muß ich wohl traurig sein!"

Nach einer vierzehntägigen Wanderung kamen unsere Freunde wieder — in Gesellschaft von fünf Pfennigen — in Berlin an; Kinkel mit erleichtertem Herzen und einer reichen Ausbeute fröhlicher Gedichte,

Dünweg mit stiller resignirender Wehmuth und trüben Gedanken einer dornigen und trostlosen Zukunft in seiner Heimath.

Bevor Hugo abreiste, schenkten er und Gottfried sich gegenseitig eine Auswahl ihrer Gedichte, zu denen Ferdinand Weiß ihre Brustbilder zeichnete.

Nachdem ihn der Freund verlassen, fühlte sich Kinkel vereinsamter, als je, und suchte in lebhaftem Briefwechsel mit diesem, Paul Zeller, Rheinwald und Sartorius Ersatz für die trüben Gedanken, die bisweilen in ihm aufstiegen.

Seinem Versprechen gemäß, suchte er besonders häufig die Gesellschaft der Familie Schlössing. Das Verhältniß zwischen Selbach und Fräulein Henriette nahm allmälig einen festeren Charakter an, und gestaltete sich auch später zu einem fröhlichen Ehebündniß. Marie dagegen trauerte über den Fortgang Hugo's, und Alle fanden es unbegreiflich, daß dieser Monate lang gar Nichts von sich hören ließ. Die Jungfrau fühlte wohl die zarte Besorgtheit, mit der sich Kinkel um sie bemühte; allein sie täuschte sich nicht über den wahren Charakter dieser Aufmerksamkeit. Immer kam sie ihm freundlich und wohlwollend entgegen, ohne daß sie Gefühle gegen ihn heuchelte, die sie nicht besaß, und die auch er nicht zu erwecken gedachte. So verlebten sie eine stille und friedliche Zeit, deren sanfter Strahl nach und nach die Vergangenheit mit einer leisen Nebelhülle umwob.

Eines Tages langte ein Brief von Paul an, worin dieser dem Freunde seine Verlobung mit einem guten und liebenswürdigen Mädchen meldete. Die Liebe hatte diesen, sonst nie von der Poesie entflammten Jüngling zum Dichter gemacht, und freudig überrascht sprang Gottfried, als er das kleine Lied gelesen hatte, auf, und rief jubelnd: „Gott ich danke Dir! Jetzt brauche ich nicht mehr für Paul zu beten!“

Gegen Ende des Sommersemesters erwachte in Kinkel eine mächtige Sehnsucht nach der fernen Heimath, und den Ufern des Rheines. Nicht unlieb war es ihm daher, als ihn zu Ende August ein Brief seiner Schwester nach Hause rief, worin ihm die steigende Kränklichkeit seiner Mutter gemeldet ward. So betrübend ihm diese Nachricht kam, hatte er sie doch lange vorausgesehen, und hoffte, sich am Rheine klarer über seinen Lebensberuf zu werden, und vielleicht dort ein liebendes Weib zu finden, das ihm den bevorstehenden Verlust ertragen hülfe, und die ungestillte Sehnsucht seines Herzens in treuer Hingabe auszufüllen vermöchte.

Bevor er Berlin verließ, führte ihn der alte Weiß noch einmal in das Innere des Schauspielhauses. Ein seltsames Gefühl durchströmte den Jüngling, als der freundliche Greis in dem großen Saale, wo die Büsten deutscher Dramatiker aufgestellt sind, auf einige leere Nischen hindeutend, mit beziehungsvollem Tone sprach:

„Es sind noch Plätze frei!“

Nach einem herzlichen Abschiede von der Familie Weiß und Schlössing's sagte Gottfried seinen am Postwagen ihn erwartenden Freunden Ade, und fuhr leichten Sinnes und fröhlichen Herzens zum hallischen Thore hinaus, der Heimath entgegen, die ihn mit unzerbrechlichen Banden gefesselt hielt.

## Drittes Buch.

---

# Der Heimath Schmerz.

## Bonn.

Herbst 1835 bis Herbst 1837.

---

# 1.

In der Heimath kam für Kinkel eine traurige Zeit. Seine Mutter fand er gefährlich erkrankt, und leidender als je. Sie selbst konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Ende nahe sei. Mit der kindlichsten Treue bemühte sich Gottfried ihre Schmerzen zu versüßen, und erwartete trauernd, aber ergeben in den Willen des Herrn die Stunde, welche Mutter und Sohn auf ewig scheiden sollte.

Dazu kam das drückende Gefühl, daß er jetzt allein stand. In Berlin hatte er trotz mancher wehmüthigen Erfahrung doch im Ganzen eine herrliche und unvergeßliche Zeit verlebt; jetzt blieb ihm nur Bögehold, an den er sich inniger anschloß, und der briefliche Verkehr mit den rings in der Ferne zerstreuten Jugendfreunden. Vor Allem verdient jedoch der herzliche Umgang mit Emanuel Geibel erwähnt zu werden, welcher sich den Winter hindurch in Bonn aufhielt, und ihn mächtig zur Poesie anregte, die ihm jetzt das einzige Heilmittel blieb. Ein Gedicht aus seiner damaligen Lebensperiode mag hier Platz finden,

nicht weil es Anspruch auf poetischen Werth erhebt, sondern weil es einen charakteristischen Beitrag zu Kinkels Entwicklungsgeschichte liefert:

### Einem Freunde!

„Als ich zürnte mit dem Leben,
Gab mir guten Rath ein Freund;
Hätt' ich mich der Kur ergeben,
Hätt' ich mich zu Tod geweint.

Fordre, sprach er, von der Erde
Auch einmal ein wenig Lust: —
Ach, der Erde Güter füllten
Nimmer diese starke Brust!

Dann auch rieth er mir zu lieben
Keck ein Mägdlein — o wie klug! —
Ja fürwahr, mich quälte das nur,
Daß zu stark die Flamme schlug.

Wasser, Wasser sollt' ich trinken,
Hell dann sähe ich fürwahr: —
Aber das ist ja die Wunde,
Daß ich schaue allzu klar.

Nein o Freund, Du riethst mir kläglich,
Laß mir meine Schwermuth nur,
Die in klarem Anschaun wurzelt,
Die entsproßt des Lebens Spur.

Aber wenn zu scharf mich zwänget
Dieses Lebens hartes Joch:
Flieh' ich leichtgeschwingt von dannen,
Schönre Reiche blühn mir noch.

Was das Leben mir verwehret,
Tausendfach giebt mir's die Kunst;
Wen das Leben bitter kränkte,
Hat am Reichsten ihre Gunst.

Und ich trink' ein süß Vergessen,
Leidenschaft entflieht und Zorn,
Wenn ich liebend mich versenke
In des Weines goldnen Born.

Nenne nur mein Leben stürmisch,
Unnatürlich schnell versaust: —
Nimmer mag ich Hefen trinken,
Wenn der frische Wein verbraust!"

So täuschte Kinkel sich selbst über sein eigenstes Wesen. Durch sein ganzes Leben ging ein großer Zwiespalt hindurch: die Unsicherheit darüber, wohin er die ganze ungebrochene Kraft des Jünglingsgeistes und Jünglingsherzens wenden sollte. Reizend und verlockend winkte ihm die Kunst, sich ihr ganz hinzugeben, — ganz Dichter zu sein. Allein die Welt war rauh und stumpf geworden; er hielt es für Unrecht, mit dieser unbezwungenen, nur vor Gott gebeugten Kraft des Geistes sich dem großen Kampfe der **Zeit** zu entziehen. Doch glaubte er nicht, daß auch das Gedicht befähigt, ja berufen sei, in diesem Kampfe einen Platz einzunehmen, und hielt es für Entweihung, das Lied als Waffe gegen den Absolutismus zu gebrauchen. Endlich lag ein politisches Streben seinem geistlichen Berufe und seinen damaligen Ansichten zu fern; ohne sich ein gewisses Ziel vorzustecken, ergrimmte

ihm nur das Herz, wenn er auf unsre vermorschten Zustände, auf den Druck im Norden und Süden hinschaute, und er wünschte dann manchmal eine wilde Völkerschlacht, einen gewaltigen Krieg, der ein frischeres Blut aufkommen ließe. Schon in seinem achtzehnten Jahre schrieb er mit Beziehung auf die unnatürliche Verwirrung aller unserer Verhältnisse: „Meine Lieblingsfarbe ist das brennendste Roth, weil es doch noch etwas mehr Kraft und Tiefe verräth, als die oberflächlichen Modefarben: Blau und Grün.“ Auch jetzt sang er in einer ähnlichen Veranlassung:

„Was sagt Ihr, Freunde, zu scharf sei das Roth?
Die Lieb' ist roth und der funkelnde Wein,
Und roth das Blut in dem Schlachtentod: —
Was aber mag sanfter und schöner sein,
Als Lieb' und leuchtenden Weines Gluth,
Als selig verströmendes Jugendblut?

Doch waren dies, wie gesagt, nur vorübergehende Empfindungen und mehr ein oftmaliges leidenschaftliches Aufbrausen der freiheitsbedürftigen Jünglingskraft, als das ernstbesonnene Streben des Mannes, der entschlossen ist, Alles für den Sieg seiner Ideen einzusetzen. — Dann trat auch das Leben an ihn heran und das Verlangen nach ruhigem Besitz, nach stiller Freude am eigenen Heerde, kämpfend mit der Furcht, daß er, einmal auf ewig gefesselt, ablassen müßte von der Strenge des wissenschaftlichen Forschens, das uns ewig ermüdet, aber ewig beruhigt. So in

stetem Schwanken zwischen Kunst, Leben und Wissenschaft unentschieden begriffen, so in allen dreien ohne feste Bestimmung thätig, gedachte er aus allen so viel zu lernen, zu gewinnen, selbst zu schaffen, als es seine Unentschiedenheit zuließe.

Dabei behielt jedoch immer die Poesie die Ueberhand, und Geibel, der fremde buntschillernde Paradiesvogel, wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, ward nicht müde, den jungen Dichter durch Wort und Lied anzufeuern und zum Wettkampfe aufzureizen. Freilich klingt der Schmerz damals durch alle Produktionen Kinkels hindurch, und als er an einem sonnigen Herbsttage einen ganzen Liederstrauß gedichtet hatte, schloß er wehmüthig:

„Nun sage: war der Kranz nicht bunt?
Und ward doch gewunden in Einer Stund!

Aber gerade das wahre Dichten
Soll sich nach Lebensanschaun richten.

Bunt ist des Frühlings Blumenpracht,
Bunt auch die herbstliche Waldesnacht.

Mußt mich aber danach nicht fragen:
Ob ich Blumen, ob herbstlich Laub getragen?

Er glaubte in dieser Zeit ernstlich, daß sein Frühling verweht sei; Alles löf'te sich, alle Kränze sanken von seinem jugendlichen Haupte, und trübselig dachte er daran, neue für den Sommerabend des Mannes-

alters zu gewinnen. Kindheit und Greisenalter sind, je leerer an Thaten, desto reicher an ruhigem Genusse; wie denn auch die Bäume durch ihre Blüthe uns im Frühling schon erfreuen und im Herbst ihre süße Frucht schenken: — aber der Sommer ist's, der dieselben zeitigt, obwohl sie in dieser Jahreszeit, farb- und geschmacklos, weder das Auge noch den Gaumen ergetzen.

Zu Anfang November trat das lange mit ängstlicher Spannung gefürchtete Ereigniß wirklich ein: Kinkel's Mutter starb. Starken Geistes und ohne Zagen hatte sie die Todesstunde erwartet, und war ohne Schmerz lächelnd verschieden. Gottfried wand ihr in seinem Liedercyklus: „Beim Tode meiner Mutter Maria“ einen herrlichen Todtenkranz, von dem wir die schönsten Blüthen in Kinkel's Gedichten *) aufbewahrt finden. Das Andenken der Geschiedenen bewahrte er treu sein Leben lang, ja er setzte sogar Einen Tag im Jahre: Mariä Himmelfahrt, fest, an welchem er das Gedächtniß der Mutter, die ihm stets wie eine zweite Maria, duldend in Leiden, erschienen war, festlich beging. Ihr Bild umschwebte ihn segnend, wo er auch wandeln mochte, es erfüllte seine Brust manchmal im fröhligsten Scherz mit heiliger Wehmuth, und als er nach sechs Monden den Trauerflor ablegte, klang ihm die Trauer drinnen im Herzen noch in die spätesten Jahre durch Glück und Unglück hinüber:

---

*) Gedichte, S. 88—94.

„Ging ich Abends stille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhst im engen Bette,
    Deine Stimme tönte da herauf:
All dies Glühen, all dies wilde Leben
Wird man einst, wie mich, dem Staube geben, —
    Richte Du zum Ewigen den Lauf!

---



## 2.

Es war ein herrlicher Sommertag im Jahre 1836. Himmel und Erde hatten den Frühling, ihre Brautnacht, längst hinter sich und webten in ihrer fruchtbringenden Ehe lustig fort, als vier muntre Gesellen bei Spiel und Gesang in einer duftenden Geisblattlaube des Städtchens Barmen zechend um einen steinernen Tisch versammelt saßen. Der eine trug einen Kranz von tiefblauen Kornblumen auf dem lose herabwallenden Haupthaar, und wir erkennen an den blassen Gesichtszügen und dem scharfblitzenden, unstät umherschweifenden Auge den genialen Hugo Dünweg, an dessen linker Seite Gottfried Kinkel sich niedergelassen hatte, und sinnend sich mit dem ihm gegenüber sitzenden Ferdinand Freiligrath unterhielt, der so eben eine Sammlung von Gedichten hatte erscheinen lassen, die ihm mit Recht bald einen gefeierten Namen in dem reichen Gebiet unserer Literatur erwarb. Zur Rechten Hugo's hatte der junge Ferdinand Weiß behaglich seine Beine auf die Bank gestreckt, und hielt mit der einen Hand das gefüllte Weinglas, während die andere eine

Cither umschlang, die mit einem blaßrothen Bande um seine Schulter befestigt war. Auf dem Tische lag zwischen fünf geleerten und einer vollen Weinflasche ein Blatt Papier, auf dem allerlei wunderliche Bilder von der Hand des talentvollen Malers flüchtig waren hingezeichnet worden.

Nachdem Geibel seit einigen Monaten Bonn verlassen hatte, fühlte Kinkel lebhaft den Mangel an geistiger Anregung und Förderung des poetischen Schaffens. Freilich hatte er sich mit den Studenten Mallincrodt, Möller und Rauschenbusch zu einem poetischen Kränzchen zusammengethan; allein diese Jünglinge standen an Talent zu weit hinter ihm zurück, als daß er in jenen Zusammenkünften die gehoffte Befriedigung hätte finden können, und so tauchte denn der Entschluß in ihm auf, einige Tage mit den Düsseldorfer Malern zu verleben, deren Bekanntschaft ihm durch das innige Verhältniß zu Ferdinand Weiß leicht eröffnet ward. Er hatte in diesem Kreise herrliche Stunden verlebt, und war mehrmals zu gelungenen Improvisationen begeistert worden, für die ihn der rauschende Beifall seiner neuen Kunstgenossen über alle Erwartung belohnte. Jetzt konnte er der schmeichelhaften Einladung seines alten Berliner Freundes nicht widerstehen, vor seiner Rückkehr nach Bonn auf einen Tag nach Barmen herüberzureisen, wo er auch Freiligrath treffen sollte, den er lange persönlich kennen zu lernen gewünscht hatte.



Er überzeugte sich bald, daß Freiligrath in seiner Stellung als Handlungsgehülfe eines Barmer Kaufmannsgeschäftes dieselbe Verlassenheit fühlen mußte, die ihn selbst so beengte. Derselbe hatte einen Kreis junger Leute um sich herumgezogen, in welchem, nächst ihm, Hugo Dünweg bei Weitem das hervorragendste Element bildete; allein die Uebrigen waren mehr oder weniger unbedeutende Persönlichkeiten, die wohl Manches von dem Geiste größerer Charaktere in sich aufzunehmen, dagegen Wenig oder Nichts wiederzugeben vermochten.

Das Gespräch war heute sehr lebhaft, denn Jeder suchte aus dem Geiste des Andern die strahlendsten Schätze hervorzuheben, um dann noch lange nachher von den Früchten des Einen frohverlebten Tages zu zehren, und der funkelnde Rheinwein that das Seinige, um die brausenden Gemüther noch mehr zu entflammen. Die Unterhaltung wechselte wie ein buntsprühendes Feuerwerk auf die manchfaltigste Weise. Bald trugen Freiligrath, Kinkel und Dünweg die neuesten Erzeugnisse ihrer Muse vor, bald schlug Weiß ein kräftiges Männerlied an, in das die Freunde jubelnd mit einstimmten, bald erklangen die Gläser hell, um hastig geleert und wieder gefüllt zu werden, bald endlich drehte sich das Gespräch um Poesie und Literatur oder Hugo, der heute in seiner rosigsten Laune war, suchte die Uebrigen zu irgend einem tollen Streiche zu bereden.

Plötzlich knarrte die Pforte des Gärtchens, und Hugo's Vater, ein rüstiger, muntrer Mann in der

Blüthe seiner Jahre, trat ein. Auf vorhergetroffene Verabredung ergriff Weiß das auf dem Tische liegende Blättchen Papier, und schien eifrig mit Zeichnen beschäftigt. Der neuangekommene Gast setzte sich freundlich grüßend zu der versammelten Genossenschaft, und erfreute sich an dem muntern Treiben. Jeder mußte einen Reim dichten, und Weiß zeichnete Bilder daneben. Endlich kam die Reihe an Hugo's Vater, der gleichfalls einen Reim hersagen mußte, ohne Etwas von der Verschwörung zu begreifen, die gegen ihn angezettelt ward.

Nachdem Alle das letzte Glas „auf glücklichen Ausgang ihres Vorhabens“ geleert hatten, trat Hugo mit komischer Gravität vor seinen Vater hin, nahm mit einer zierlichen Verbeugung den Kornblumenkranz vom Haupte, und begann seine wohlausgesonnene Rede:

„Lustiger Papa, bester aller Väter unter der brennenden Julisonne über den frommen Gefilden der Wupper! Neige Dein Ohr gütig dem Worte Deines herrlichen Sohnes!“

Nach dieser mit dem feierlichsten Pathos gesprochenen Apostrophe setzte er seinen Kranz wieder auf, lehnte sich nachlässig an den Rand des Tisches, ergriff das mit Sinnsprüchen und Zeichnungen beschriebene Blatt, und fuhr mit dem heitersten Tone fort:

„Wie Du siehst, empfing ich diesen Morgen Besuch von drei sehr edlen Freunden, denen ich doch noth-

wendig Wein vorsetzen mußte. Betrachte Dir einmal dies Blatt!"

Hiemit überreichte er seinem Vater das erwähnte Papier, auf welchem sich folgendes Inventarium kundgab:

1) Ein Brecheisen.
2) Ein Kellerschloß.
3) Ein Stückfaß.
4) Ein Weinhebel.
5) Sechs Flaschen, nebst Gläsern.
6) Eine Cither.
7) Diverse Knittelverse.
8) Ein paar segnende Hände.
9) Sechs neue Weinflaschen.
10) Sechs dito mit drei Fragezeichen.

Hugo erklärte seinem Vater, der sich diese Zeichenschrift immer noch nicht zu enträthseln vermochte, die Mystifikation folgendermaßen, indem er zu seiner Rede beständig auf die Bilder hindeutete:

„Also — Wein mußten wir haben. Die Schlüssel hattest Du mitgenommen, und damit hatte uns das Schicksal fest und unabänderlich unsre Bahn vorgezeichnet. Wir holten ein Brecheisen — s. Bild No. 1 — erbrachen das Kellerschloß — Bild No. 2 — öffneten ein mächtiges Stückfaß — No. 3 — füllten mit einem Weinhebel — No. 4 — sechs Flaschen — No. 5. — und begaben uns in die Gartenlaube, welche Du hier in natura sehen kannst. Darauf waren wir höchst fidel, sangen und tranken, Weiß spielte die Cither

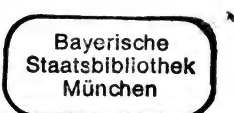
— Bild No. 6 — dann machten wir Knittelverse — No. 7 — dann kam mein lustiger Papa, und gab den poetischen Maikäfern seinen Segen — No. 8 — ließ sechs neue Flaschen bringen — No. 9 — und versprach mit No. 10 fernere sechs, die übrigens höchst problematisch sind und deßhalb drei pucklige Fragezeichen hinter sich führen, zugleich als Pendant zu Wallensteins herrlichen Worten:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal:
Ob wohl auf zweimal sechs und nochmal sechs
Der Flaschen folgt ein böser Katzenjammer???"

Herr Dünweg mußte über die Kühnheit der jungen Diebe herzlich lachen, verzieh gern ihren Muthwillen und ließ neuen Wein herbeischaffen. Lange noch saß er bei ihnen und freute sich an ihren buntwechselnden ernsten und scherzhaften Reden, die erst der späte Nachmittag durchschnitt, als Kinkel und Weiß sich auf den Rückweg begeben mußten. Hugo und Freiligrath begleiteten ihre Freunde noch bis Elberfeld, und versprachen, bald in Bonn einen Gegenbesuch abzustatten.

Alle aber trugen von diesem Tag eine reiche Erndte nach Haus, und gedachten noch oft der fröhlich verschwärmten Stunden in der Geisblattlaube zu Barmen.





## 3.

Sommer und Winter vergingen unter den verschiedenartigsten Arbeiten. Sein Licentiatenexamen hatte Kinkel glücklich überstanden, und begann jetzt als Privatdocent der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität seine Vorlesungen. Die Theologie hatte ihn nicht zum Philister gemacht, und er entwickelte seine poetischen Anlagen trotz aller Arbeiten zu einer immer größeren Vollkommenheit. Außer manchen lyrischen Gedichten*) hatte er sich auch mehrfach mit Glück in der epischen Poesie**) versucht, und aus dieser Zeit verdient vor Allem die meisterhafte Bearbeitung der Sage vom Tode des alten Dietrich von Berne***) genannt zu werden.

---

*) Mein Lied. Gedichte, S. 87. Ein Lebenstag. Das. S. 67.

**) Der Maure von Tetuan. Das. S. 11. Natur und Mensch. Das. S. 37. Deutsche Treue. Rheinisches Echo. 1. Band. Köln 1849 No. 5 und 6.

***) Gedichte. S. 8.

Er hatte beabsichtigt, eine Sammlung seiner Gedichte im Druck herauszugeben, allein auf den Rath seines Freundes Ferdinand Weiß diesen Plan vorläufig zurückgelegt, und befand sich dabei viel glücklicher. Er dichtete jetzt wieder ganz frei, ganz innerlich, ganz ohne äußere Zwecke, — er dichtete, weil es ihn dazu trieb. Dagegen stieg mancher Zweifel an seinem Talent in ihm auf; weder Chamisso noch Knapp hatten die ihnen zugesandten Gedichte in ihren Taschenbüchern aufgenommen und das kränkte ihn sehr. Suchte er dann in der Wissenschaft Trost, so fielen ihm immer poetische Bücher in die Hand; wollte er denken und arbeiten, so ward ihm jeder Gedanke, jede selbstständige Schöpfung zum Gedicht. Selbst Nachts floh ihn häufig der Schlaf, oder sein reger Geist dichtete noch im Schlummer fort, und träumte Romane, die in buntem Reiz an seiner Seele vorüberwallten.

Damals las Kinkel zuerst Immermann's Merlin. Eine seltsame Angst durchwehte ihn und seine Glieder zitterten. Er fühlte, daß etwas Bedeutendes an ihn heranträte, und konnte auf seiner Lagerstatt die gesuchte Ruhe nicht finden. Endlich sprang er auf und schrieb, während des klare Mondlicht durch die Scheiben zitterte, mit fiebernder Hand folgende Zeilen:

„Wenn mich ein Traum vom Schlafe weckt,
Glaubt nicht, daß Angst der stillen,
Gewalt'gen schwarzen Nacht mich schreckt, —
Schlaflos lieg' ich mit Willen;

Bis teuflisch schwarz und himmlisch rein
Die Phantasieen schwanken: —
Da bin ich mit mir so ganz allein
Und mit den wilden Gedanken!".

Obgleich seine Gemüthsstimmung im Allgemeinen heiter war, traf ihn doch mancher Schmerz. Zu Ende Februar 1837 starb auch sein Vater nach unsäglichen Leiden. Gottfrieds Bruder Karl, damals Handlungslehrling in Elberfeld — jetzt Fabrikverwalter in Werden an der Ruhr — war vor dem Tode des 81-jährigen Greises herübergekommen, und Beide hatten weinend am Sterbelager des theuren Mannes gestanden. Es war eine traurige Zeit. Aber wie die Sykomore nicht reif wird, ohne mitten im Wachsthum verletzt zu werden, wie ihr Stamm keine Früchte trägt, wenn man nicht die Rinde von Oben bis Unten zerspaltet, so gehört der Schmerz zur Lebensentwicklung des Menschen. Und zuletzt gleicht ja der Weltgeist Alles aus: Lust und Leid; wie der junge Lenz das alte Laub von den Zweigen stößt, damit sich die neue Blätterknospe voll hervordrängen kann.

Auch Gottfried athmete wieder leicht auf, als eine feuchte, warme Frühlingsluft draußen die Flur belebte. Auch ihm brachte der Lenz neue Blüthen und Blätter, so oft ein Wintersturm die alten herabgeschüttelt hatte. Sein Stamm war noch stark,

„— — — — — — — — und drinnen
Im Marke wohnt' die schaffende Gewalt."

Lieder dufteten auf wie Maienrosen, wie tausend Grüße,

die das Herz dem blauen Himmel zusandte. Ein inniges Naturleben umschlang ihn mit festem Band, er floh nicht mehr in eitlen Träumen aus dem Mutterhause, um, ein unseliger Augur, nach dunklen Geisterreichen zu spähen, die auch das stärkste Auge mit schwärzester Nacht umhüllen, — er stützte sich, wie Antaios, fest auf das lächelnde Haupt der ewigen Erde und ließ die Pracht der Natur wirken auf sein reines Herz:

„— — — — — — — — —
Und wenn der Sommer reifend glüht,
Dann wirf Dich untern grünen Baum,
Und schau, wie durch die Wipfel blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da schwindet Denken und Verstehn,
Du fühlest selbst als Pflanze Dich,
Gefühle träumend Dich umwehn,
Das Leben kehrt sich still in sich.

Du möchtest an dem Sonnenblick
Hinsterben heil'gen Blumentod,
Verwehn in wundersüßem Glück
Dem Wölkchen gleich im Abendroth.

So liegt im Mutterschooß ein Kind,
Tiefselig, aber unbewußt: —
Du sei dem Kinde gleich gesinnt,
Das träumend ruht an Mutterbrust!“

Diese Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Natur ließ freilich bedenkliche Zweifel an seiner Religion in

ihm aufsteigen; aber er rang sie zu bezwingen, und kämpfte sie muthig nieder. Vorzüglich muß hier eine sehr schöne Phantasie: „des Künstlers Kampf und Sieg“ erwähnt werden, in welcher der Zweifel personificirt auftritt, und den Kampf mit dem Glauben beginnt, aber durch ein reines Herz, durch ideales Kunststreben besiegt wird. Dies in dramatischer Form keck umrissene Gedicht ist Ferdinand Weiß zugeeignet, und verdiente unbedingt gedruckt zu werden. Daß Kinkel den Kampf nicht scheute, davon zeugt sein ganzes Leben, und auch schon das erste Gedicht, welches einen religiösen Zweifel ausspricht:

„Sei stark, sei stark und stille,
Zerrissnes Jünglingsherz!
Denn nur aus Deiner Fülle
Kommt Dir Dein reicher Schmerz.

Wärst eitel Du und nichtig,
Wärst kalt und matt und schwach:
Wie jagtest Du dann flüchtig
Dem Schein der Freude nach?

Doch Du warst groß zu fassen
Der Schöpfung Wonnemeer;
Nun bleibe auch gelassen,
Hörst Du sie seufzen schwer.

O Herz, hast Du genossen
Des Glaubens Seligkeit:
Nun sei auch unverdrossen,
Wenn Dir der Zweifel dräut!

Du hast vermocht zu lieben,
Und liebtest ohne Maaß:
Wie dürft es Dich betrüben,
Daß Liebchen Dein vergaß?

Drum stark, o Herz und stille!
Und fällt die Blüthe ab:
Noch bleibt ein starker Wille
Auf dunklem Pfad Dein Stab!

Mehr und mehr erwachte dagegen in Kinkel's Brust die Sehnsucht nach einer festen und treuen Liebe, eine Sehnsucht, die sich durch kein Arbeiten wollte verdrängen lassen. Als er die Epigonen las — und wenn man Immermanns Epigonen liest, so ist das ein denkwürdiges inneres Ereigniß — fühlte er sich leidenschaftlich erregt. Jenes Buch macht einen zerdrückenden Eindruck, man gebraucht Zeit, ehe die Sturmfluth dunkler Gefühle, welche wachgepeitscht worden ist, sich wieder beruhigt. So erging es auch Kinkel. Als sich endlich das wilde Meer in seinem Innern zu besänftigen schien, hob sich, wie die Lotosblume aus tobenden Wellen, die Liebe heraus. Er gedachte an die Worte Wilhelm Meisters: „Alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich, wenigstens in dem einzelnen Gemüthe, von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt." Auch er fieberte und war krank, wo aber blieb ihm Hebe mit dem heilenden, verjüngenden Trunk? Wehmüthig sang er:



„Ich weiß ein altes Kloster,
Nicht Nonnen wohnen drein,
Es schauen aus den Fenstern
Vier schöne Schwesterlein.

Das liegt auf einem Berge,
Von Bäumen süß umweht,
Und drunten tief im Thale
Träumend die Welle geht.

O wär' ich in dem Kloster,
Da würde still mein Blut,
Das wär' ein geistlich Leben,
Und würd' ich fromm und gut.

Und säß' ich in der Stube
Bei all' den Kindlein zart,
Da wandelte Schmerz sich und Glühen
In Kindesglück und Art.

Und könnt ich unter den Bäumen
Sitzen in wachem Traum,
Da müßte des Lebens Sorge
Versiegen, verfliegen wie Schaum. —

Nun aber ferne dem Kloster
Ist heiß mein Sinn und wild,
Und fern, ach fern von den Schwestern
Wird nimmer mein Weh gestillt!“

Doch bald sollte auch diese Sehnsucht zu mächtiger Liebe aufbrausen. — Kinkel lernte damals durch seine Schwester ein junges Mädchen kennen, das sich eine Zeit lang in Bonn aufhielt. Minna * * * war

ein zartgebautes anmuthiges Wesen, deren schwächlicher Körperbau einen flammenden Geist verbarg. Aus der seidnen Wimper brach der Glanz eines tiefeindringenden dunkelgefärbten Auges hervor, und der sanfte Mund mit den blaßrothen feingeschnittenen Lippen zog sich schön proportionirt unter der fast griechisch geformten Nase hin. Sie glich mit der auffallenden Blässe ihrer Gesichtsfarbe, die durch kastanienbraunes Lockenhaar noch greller hervortrat, und mit ihrer wilden Phantasie mehr einer fremden Wunderblume, die eine rauhe Hand in ein ungewohntes Klima verpflanzt hatte, als den vollblühenden Rosen des schönen Rheinlandes, in deren Umgebung sie sich nicht heimisch fühlte. Das schmerzliche Lächeln ihres Mundes schien ihre Sehnsucht nach einer südlicheren Heimath anzudeuten, vielleicht nach einer fernen Zauberwelt, für deren verbannte Königin sie gelten konnte, nach einem reineren Blau, einem flüssigeren Aether, als der kalten und feuchten Nebelluft, die sich mit einbrechendem Herbst über den Rhein lagert.

Dies glühende Mädchen übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Gottfried Kinkel aus, zu dem sie bald in der leidenschaftlichsten Liebe entbrannte. Sie hatte schon einmal geliebt, aber es war eine unglückliche Liebe gewesen, deren Schmerz ihr ganzes Leben zerrüttet und ihre Kraft gebrochen hatte. Sie selbst ahnte nicht, daß ihre Gesundheit untergraben war, und daß sie den Keim des nahen Todes mit der verzehrenden Gluth ihrer Leidenschaft nähre, welche sie

für die Bürgschaft eines neuen Frühlings hielt. Kinkel hätte sie lieben können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich über ihren Zustand zu täuschen; doch seine Liebe hätte ja die welkende Rose noch rascher getödtet. Minna war das erste Mädchen, das ihn ganz verstehen konnte; aber sie hätte ihm, eine zweite Hekuba, nicht Kinder, sondern Fackeln geboren, und der Eltern Gluth hätte durch sie, wie Priamus' Troja, das eigne Haus verbrannt. Dennoch konnte er nicht von ihr lassen, um sie blutete ihm das Herz, er war elend nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid. Sich von einem glühenden, verwundeten, wilden Herzen geliebt wissen, ohne die Arme ausbreiten zu dürfen — und wie gerne wäre sie hineingesunken! Die zitternde Hand zu fassen und nicht zu drücken — und wie leidenschaftlich hätte sie den Druck erwiedert! Von einem holden Munde nur Worte, nicht Küsse saugen — und er würde glühend geküßt haben! O es war eine unnennbare Qual! Er fühlte, daß der Punkt, auf dem er stand, ein Höhepunkt des Lebens sei; aber, wie über Eddystone's Leuchthurm das Meer, spülten die Wogen der Trübsal über sein Herz hinweg, und er mußte es felsenfest dem Sturme entgegentragen!

Zu Anfang August begleitete er sie auf das Dampfschiff, da sie sich in Neuwied persönlich um eine Stelle als Lehrerin bewerben wollte. Auf ihre Bitte hatte er ihr einige Strophen in's Album schreiben müssen, und folgendes Gedicht gewählt:

## Glosse.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt:
Steig' herauf in alter Pracht!
Ludwig Tieck.

„Bei des Schneees Silberscheine
Nächtlich durch die stillen Straßen
Gingen wir; — auf glattem Steine
Glitt der Fuß wohl, denn wir lasen
Sternenschrift in Himmelsreine,
Welche droben angefacht
Flimmerte in Wunderpracht.
Ruhe wie im Paradiese
Goß in's tiefste Herz uns diese
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Frühling kam, und wieder führte
Ich sie durch die Laubeshallen,
Wo kein Lebenslaut sich rührte;
Stille rings, — ein Blatt wohl fallen
Unser lauschend Ohr verspürte.
Aber fern das Himmelszelt
Wetterleuchtend ward erhellt.
Da erwachten die Gefühle
In des Abends duft'ger Kühle,
Die den Sinn gefangen hält.

Winternächte muß man loben,
Frühlingsabend ist erquickend,
Aber dennoch stell' ich oben
Sommertage hoch beglückend;
Denn auch davon hab' ich Proben.
Schwüler Nebel deckt das Feld,
Reden darfst Du, wie's gefällt,
Träumend alle Bäume schwanken,
Träumend bilden die Gedanken
Wundervolle Mährchenwelt.

Herbst mit seinen kalten, nassen
Tagen kommt und trüben Nächten,
Hellste Freude will erblassen.
Ob wir gern der Zeit gedächten,
Müssen wir sie ewig lassen.
  Manchmal wohl in stiller Nacht,
  Von dem Mondlicht aufgewacht,
Denken wir des frohen Lebens,
Rufen zu ihm, — ach vergebens:
  Steig' herauf in alter Pracht!"

In trüber Stimmung zu Hause angelangt, fand er einen Brief vor, der ihm den Tod seines inniggeliebten Vetters Gustav H.......... meldete, und ihn dringeud auf einige Tage zu dem trauernden Vater einlud. Er beschloß ungesäumt dieser Einladung Folge zu leisten, und begab sich sogleich auf den Weg.

---

## 4.

Eine Stunde von Elberfeld im Wupperthal abwärts, in der Nähe der Stelle, wo jetzt der Viaduct der Düsseldorf = Elberfelder Eisenbahn über den Fluß führt, dessen Anwohner durch den Ruf des Pietismus übel genug berüchtigt sind, liegt das anmuthige Sonnborn, wo die H..........'sche Familie wohnte.

Es war spät Abends, als Gottfried Kinkel, todtmüde von der langen Fußwanderung, bei den trauernden Verwandten anlangte. Die gewaltige Aufregung, in welcher er sich seit Minna's Abreise befand, die Furcht, wie er sein Verhalten gegen sie bei ihrer bevorstehenden Rückkunft einzurichten habe, die belastende Schwüle des warmen Sommertages — all' dies hatte sein an sich heißes Blut in außergewöhnliche Wallung gebracht. Dazu kam noch der Schmerz über den plötzlich erfolgten Tod eines edlen Freundes und die traurige Veranlassung, durch welche Gottfried nach längerer Trennung seine Verwandten wiedersehen sollte. Elise, die Tochter seines Oheims, war ein muntres und rei-

zendes Mädchen, das, mit nicht geringen Geistesgaben ausgerüstet, leicht das Herz eines jungen und leidenschaftlichen Mannes gefangen nehmen konnte. In früherer Zeit hatte Kinkel oft und gern mit der schönen Cousine verkehrt, und auch jetzt, als er die Thür des Trauerhauses öffnete, pochte sein Herz, schoß ihm das Blut in die Wangen, als sein Auge zum ersten Mal wieder dem Blick der erröthenden Jungfrau begegnete.

Es war der Vorabend des Tages, an welchem der verstorbene Bruder Elisens zur ewigen Ruhe gebracht werden sollte. Gottfried nahm den lebhaftesten Antheil an dem Verlust der trauernden Familie, und ihn belohnte reich das Vertrauen seiner Verwandten, die ihren ganzen Schmerz in seine Seele ausströmten. Elise saß stumm und in sich gekehrt weinend an seiner Seite. Alle waren in einer aufgeregteren Stimmung, als je, und als Gottfried mit den Uebrigen sein Lager suchte, drückte die Jungfrau krampfhaft seine Hand, und sandte einen feurigen Blick in sein Herz.

Die Nacht war lau und mild. Schlafen konnte der Jüngling nicht, die verworrensten Gedanken kreuzten sich in seiner Seele, und so schrieb er im Andenken an das liebevolle Entgegentreten seiner Cousine folgendes Gedicht:

„Und warum weinst Du, wenn ich klage?
Was bin ich fremder Jüngling Dir?
Du kannst nicht theilen meine Plage,
Du blühst in frischer Jugendzier.

Dein Herz ist rein, Dein Geist ist helle,
Noch hat bei Dir die Liebe Raum,
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte ja Dein Fuß noch kaum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor;
Das Lied nur aus der Asche sprühet
Als Funken schmerzend noch hervor.

Und dennoch theilst Du meine Schmerzen,
Und bist so milde mir, so gut: —
Wie? ahnest Du's auch schon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?"

Mitternacht war lange vorüber. Gottfried hatte sich angekleidet auf sein Lager geworfen, und den Schlummer gesucht; allein sein Geist taumelte in bunten Phantasien umher, und ließ keinen Schlaf auf seine Wimper fallen. Es duldete ihn nicht mehr in der dumpfen Hitze des Zimmers, er wollte das Freie gewinnen. Rasch sprang er empor, und öffnete leise die hintere Thür des Gemaches, welche seiner Berechnung nach in dem Hof führen mußte.

Doch welch' ein Anblick ward ihm zu Theil! Eine blendende Helle drang ihm entgegen, und er befand sich auf der Schwelle des großen Saales, in welchem die Leiche des verstorbenen Freundes im schwarzen Sarge ausgestellt war. Vom blassen Schimmer der heruntergebrannten Todtenkerzen bestrahlt, saß ein wunderschönes Weib im leichten fliegenden Nacht-



kleide zu Häupten der Leiche, und bewegte inbrünstig betend die Lippen. Das aufgelöste Haar wallte über die schneeweißen Schultern auf die leichtbekleideten Hüften herab, und die weißen Hände lagen zusammengefaltet auf den Knieen.

Gottfried wußte nicht, wie ihm geschah. Er wollte umkehren und sich unbemerkt in sein Zimmer zurückschleichen, allein das träumende Mädchenbild hielt seinen Fuß auf der Schwelle gefesselt, und er wagte nicht sich zu regen.

Plötzlich faßte der Zugwind aus dem geöffneten Fenster seines Schlafgemaches die Thür, und ließ sie knarrend hinter ihm ertönen.

Das Mädchen fuhr empor, — Elisens Auge traf den lauschenden Jüngling. Eine glühende Röthe schoß ihr in's Gesicht, und erstarrt, wortlos standen sich Beide gegenüber.

Gottfried fand zuerst die Sprache wieder, und erzählte den Grund seiner zufälligen Ueberraschung. Elise brach in ein lautes Weinen aus, und wußte Nichts zu erwiedern. Sanft trat der Jüngling näher, legte seine Hand auf ihr Haupt, und versprach ihr bei der Leiche des Bruders ewiges Schweigen über das Geheimniß dieser Nacht.

Glühend zog ihn das Mädchen an ihr Herz, und lag fast besinnungslos an seiner Brust.

Leise machte sich Gottfried aus ihren Armen los und versuchte sie zu trösten. Die wunderbarsten Ge-

fühle wogten in ihm auf und nieder, er glaubte einen Wink des Himmels in dem Schicksal dieser Stunde zu sehen und die Liebe, welche er so lange vergeblich gesucht, endlich hier an der Leiche des Freundes gefunden zu haben. Er hielt es für eine Sünde, dies herrliche Mädchen zu verlassen, Tod und Leben, Traum und Wachen verschlangen sich zu den mährchenhaftesten Phantasien.

Die letzte Kerze verlosch und noch stand die silberne Mondsichel am Himmel, als sich Gottfried von Elisen — nun seiner Angesichts des Todten verlobten Braut — mit einem langen, innigen Kusse trennte.

Er warf sich, noch fiebernder als zuvor erregt, auf's Bett, und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Ein toller Traum neckte sein Herz in der Morgenstunde, wo böse Geister, von der nächtlichen Runde zurückgescheucht, dem Lager der Menschen nahn, und ihre Stirn mit wehendem Saum des Gewandes streifen, um sie mit böser Lust zu erfüllen, mit Wahn und Angst zu berücken und ihren Geist zu verwirren.

Er sah Elisen im Brautkleide stehen, bereit einem fremden Manne die Hand zu bieten. Nur die Myrthenkrone fehlte noch dem seidnen Haar, mit festem, dürrem Wort sprach sie: „Es ist vorbei!“ Da zerrissen mit gewaltigem Ton alle Saiten seines Innern, die Leidenschaften erhoben sich gleich wilden Bestien, die keine Kette länger zu bezähmen vermag:





„Der Löwe: Zorn steht auf und brüllt nach Raub,
Der Tiger: Eifersucht dehnt lang die Klauen,
Hyän': gekränkte Ehre sträubt den grauen
Dichtborst'gen Nacken, schüttelnd Leichenstaub,
Haß gegen Deinen Buhlen fletscht den Zahn,
Dem Wolfe gleich will sich die Hand ihm nahn,
Und ganz entwachsen ihrem Herrn und Meister,
So warfen sich die losgebundnen Geister
Auf mich heran — und vor mir selber zitternd
Umarmt' ich wild Dich, Deinen Putz zerknitternd.

Da riß ich nieder Dich auf meinen Schooß
Zum letzten Mal' und von der Lippe floß
Die wilde grimme Rede ungehalten,
Indeß mein Aug' den langgewohnten alten
Bekannten Pfad zu Deinem Auge fand,
Und Dich zerfraß mit seinem düstern Brand:

„So wehe Dir um Deinen Buhlen, Weib!
Genießen wird er heute Deinen Leib;
Die Blume bricht er, die ich stets gespart,
Obgleich sie mein durch eignen Willen ward;
Er trinkt den Becher aus mit vollen Lippen,
Daran ich kaum nur wagte leis zu nippen.
Für diese Nacht, — wenn ich im Mantel steh'
Auf kalter Straße, und zum Fenster seh',
Dem hellen, das dann plötzlich sich verdunkelt: —
Bei jedem Stern, der Eurer Gluth dann funkelt! —
Für diese Nacht — ha! sie schafft um zum Greis
Den Jüngling! — zahlet er mir hohen Preis!

Mag er die höchste Lebenslust erringen: —
Das bittre Todesweh muß ihn durchdringen!
Denn, falsches Weib, zum Fluch uns Beiden, höre,
Was ich mit aufgehobener Rechten schwöre:

Einst kommt der Tag — o nenn' ihn lieber: Nacht! —
Da reiß' ich ihn aus Deinen weißen Armen,
Zu Boden schleudr' ich ihn mit Zornesmacht,
Es soll mein Dolch in seinem Blut erwarmen!
Doch Du bist mein, und Was ich mein genannt,
Hat keine Macht dem Starken je entwandt;
Aufblühen sollst Du, Lilie, jetzt so bleiche,
Die Brautnacht feiern wir ob seiner Leiche!"

Und wie ich sprach, so rollte mir das Blut
Zum Herzen wilder, wie durch Zaubergluth;
Ich preßte Deine Hand mir an das Herz, —
Da fühlt' ich plötzlich kalten Todesschmerz,
Jählings stand still der schnellen Pulse Pochen, —
Weh' mir, mein starkes Herze war gebrochen!
Da mußt' ich lassen Dich, ich sank zur Erde,
Derweil vergebens Du mich aufwärts zogest
Und über mich Dein blasses Antlitz bogest,
Die Hand zur Stirn gelegt mit Klaggeberde.
So löst' in Frieden sich des Hasses Kampf,
Die Senne spannet sich im Todeskrampf."

Als Gottfried erwachte, schien bereits der helle Tag durch das Fenster, welches Gottfried zu schließen versäumt hatte, und das Todtengeläut für den Verstorbenenen klang wehmüthig in das Herz des Jünglings, der sich nachdenklich mit der Haud über die Stirn fuhr, um sich auf das bunte Abentheuer der vergangenen Nacht zu besinnen. Er bedurfte des Bedenkens, um zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Wo fing die letzte an, — wo hörte der erste auf? Nach einer großen Geistesanspannung folgt eine bedeutende Erschlaffung der Seelenkräfte, und das

erfuhr auch Gottfried, als er verwirrt nnd müde die Leiche seines Freundes auf den Friedhof begleitete. Er beschloß noch einige Tage auf dem Gute seines Oheims zu verweilen und seine Bewerbung um die schöne Elise H..... fortzusetzen.

In dieser Zeit sind viele Gedichte auf seine Geliebte entstanden, deren rascher und stets wechselnder Geist ihn immer mächtiger an sich zog. Er trug kein Verlangen, sich dieser sanften Fessel zu entziehen, sondern gab sich ganz in die Gewalt des bezaubernden Mädchens:

„Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten sich so sehr,
Daß ihnen Deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin schön,
Tritt ein in's luftge Haus!
Die Berge winken, die blauen Höhn,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen Dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es schlug so hoffnungswild und laut,
Und sprengte sehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in Dein Eigenthum!
Die Schlüssel will ich, ächt von Gold
Dir knieend bieten; sei mein Ruhm,
Lächle — Das sei mein Sold!

Oft auch dachte er an Minna und den Augenblick, wo er sie wiedersehen mußte, da er nun doch ewig für sie verloren war; allein er fürchtete sich nicht vor diesem Moment, weil sie ja keine Ansprüche auf ein Herz erheben konnte, das bereits gebunden war.

Als er von Elisen Abschied nahm, deren Hand sein Oheim ihm um so freudiger bewilligt hatte, als er sich in dem Neffen einen Sohn wiedergeschenkt sah, ließ Gottfried ihr folgendes Gedicht, das er in den letzten Tagen flüchtig hingeworfen hatte:

„Ein Spiegel ist die Seele,
Ein Spiegel die ganze Welt,
Sie wirft zurück getreulich,
Was immer in sie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tausend Bilder vorbei;
Der Spiegel ist groß, drum faßt er
Gestalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit,
In Rüstung und Gebände
Ziehen sie schön gereiht.

Alter Völker Geschichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet sie wieder all'.

Frühling mit seinen Rosen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauschend ergossen
Wiederleuchten im Glanz.

Durch einander wogen
  Flüchtig die Bilder im Reihn;
Ewig darinnen stehen
  Bleibet Ein Bild allein:

Ruhend an Weibesherzen
  Träumet ein Jüngling süß,
Ueber ihm schwebt ihrer Lippen
  Rosiges Paradies.

Ueber die strengen Züge
  Gießt blauer Augen Paar
Mildverklärenden Schimmer
  Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling,
  Träumend in Wonneruh: —
Aber der blaue Aether,
  Liebchen, Wer wär' es, als Du?

Laß die Gestalten wogen
  Flüchtig in tollem Reihn, —
Bleib' in der Seele stehen
  Ewig dies Bild allein!"

5.

Auf der Fahrstraße, welche von Remagen aus, den Apollinarisberg zur Rechten lassend, ins höhere Gebirg steigt, und nach der hohen Landskron hinaufführt, ging an einem drückend heißen Sonntagnachmittag eine Gesellschaft Bonner Gäste bergan, die das herrliche Ahrthal vor Anbruch des Herbstes noch einmal besuchen wollte. Kinkels Schwester war durch eine dreitägige Reise nach Kreuznach zum Pfarrer Gobat von ihrem in letzter Zeit fest ausgesprochenen Plane: Missionarin zu werden, einigermaßen zurückgebracht, und zugleich mit Minna wieder in Bonn angelangt, welche letztere die gesuchte Stelle in Neuwied erhalten hatte und nun noch einige Tage in Bonn zubringen wollte, bevor sie dieselbe antrat.

Johanna Kinkel hatte in den vergangenen Wochen viele körperliche Leiden auszustehen gehabt. Ihre kalte, trotzige Lebensverachtung war dadurch noch schroffer hervorgetreten, und sie zeigte sich verfinsterter und abstoßender, als je. So ward sie ihrem Bruder mehr und mehr entfremdet, so daß Gottfried fürchtete, ihre

Herzen würden sich nie wieder ganz zusammenfinden. Wilhelm Vögehold dagegen, der jetzt fast täglich mit ihr verkehrte, verlor unter ihrem Einfluß allmälig ganz die einstige Frische seines Charakters, er ließ sich durch sie auf die Bahn derselben pietistischen Stumpfheit hinreißen, und schloß sich fester und fester an ihr verstarrtes, weltverbittertes Herz an.

Minna war durch das Gedicht, welches Kinkel ihr ins Album geschrieben hatte, nicht gewarnt worden; sie erschien zurückgezogen, aber nur um ihre innerste Gluth nicht leidenschaftlich hervorbrechen zu lassen. Sie täuschte sich ganz über die Stellung, welche der Geliebte ihr gegenüber einnahm, sie legte seine rücksichtsvolle und zartschonende Aufmerksamkeit als Beweis seiner Liebe aus, und heftiger, als zuvor, brannten die verborgenen Flammen in ihrer Brust.

Heut' hatte sie sich von Gottfried bereden lassen, mit ihm, seiner Schwester und Vögehold, einen Ausflug in die Ahr zu machen. Da Jeder seine Dame führte, fügte es sich von selbst, daß Kinkel gewöhnlich um Minna beschäftigt sein mußte, und nur mit Mühe konnte sie ihre Gefühle beherrschen. Jener suchte das Gespräch auf die reich abwechselnden Naturschönheiten der Landschaft zu lenken, und träumend hing sie an seinem Arme, wenn er die Sagen der umliegenden Ortschaften erzählte oder Bruchstücke aus der Geschichte des Ahrthals zum Besten gab.

Auf der Höhe des Fahrweges angelangt, wo sich derselbe durch den niedern Wald bis zum Köhlerhofe

hinzieht, rasteten sie eine Weile, um die herrliche Aussicht zu genießen, welche sich hier den überraschten Blicken aufschließt. Man überschaut den Rhein mehre Stunden weit, und drüben am rechten Stromufer dehnen sich die Städtchen Linz, Erpel und Unkel, bis endlich links Honnef und die Höhen des Siebengebirges auf der einen, Rolandseck auf der andern Seite dieselbe abgrenzen. Im Wäldchen, dessen schattige Wipfel sie vor der heiß erglühenden Sonne schützten, verlor Minna ihr Taschentuch und das Suchen nach demselben trennte sie mit dem Geliebten von den Uebrigen. Sie preßte leidenschaftlich seine Hand, und das Gespräch stockte. Minna war ganz gelöset in Liebe. Auf der Bergesspitze, wo sich die freieste Aussicht über Rhein und Ahr erschließt, las Kinkel Gedichte von Eichendorff vor. Hernach ging es nach dem freundlich gelegenen Heppingen, wo eine treffliche Sängerin, Fräulein Unkell, durch ihren meisterhaften Gesang, die Gefühle noch steigerte. Der Tag war selig durch die Macht jener wunderbaren, unbestimmten Empfindungen, welche Natur, Gesang und Liebe in der Menschenseele wachrufen.

Gegen Abend ging es nach Remagen zurück. Es hatte mittlerweile geregnet, und der Weg war schlüpfrig und feucht geworden. Minna fühlte sich tödtlich erschöpft, und mehrmals ruhte die ganze Fülle des schönen herrlichen Weibes an der starken hochaufschlagenden Brust des geliebten Mannes. Auf der Rückfahrt nach Bonn erzählte Kinkel das Mährchen von der Lands-

kron, von den drei Jungfrauen, welche ein Wunder aus der Gefahr des Todes errettete. Minna hatte sich der Hand Gottfrieds bemächtigt, die sie krampfhaft umschlossen hielt, ohne daß ihr Druck erwiedert ward. Erst um Mitternacht langten Alle in Bonn wieder an.

Am folgenden Morgen war Minna ernst und traurig, und ging dem Geliebten absichtlich aus dem Wege. Sie mochte mit der dem Weibe eigenthümlichen Empfindung gemerkt haben, daß Jener gegen ihre glühende, offenkundige Zärtlichkeit für einen Liebhaber viel zu kalt gewesen. Um so mehr drängte es ihn, ihr eine Erklärung zu geben. Er bat sie um einen Spaziergang durch den Garten. Seine Schwester und Bögehold riethen ab, aber es war zu spät, er hatte einmal gebeten.

Ihre Hand ruhte wieder auf seinem Arm, das wilde Herz schlug, die Brust hob sich, und ihr Auge senkte sie zur Erde. Das Gespräch stockte.

„Sie sind so ernst“, sagte Gottfried.

„Mir ist's immer so, daß ich äußerlich am Ruhigsten bin, wenn es drinnen am Meisten stürmt“, klang die Antwort.

Eine gewaltige Pause — er konnte die Beklommenheit nicht länger ertragen.

„Sie sind also bewegt, — und ich sollte jetzt nicht mit einer Eröffnung hervortreten, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube. — Doch ich weiß, Sie sind ein starkes Mädchen. — Weil ich Sie denn für die

erste meiner Freundinnen halte, darf ich Ihnen Etwas nicht verhehlen, das mich sehr nahe angeht."

„Und mich!" hauchte die unglückliche Jungfrau, deren armes, großes Herz er brechen mußte.

Nach einer Pause fuhr Gottfried fort: „Zugleich glaube ich Ihnen, liebe Minna, ein Vergehen abbitten zu müssen — ich habe vielleicht an Ihnen gesündigt — Minna, diese Hand, die ich Ihnen gestern so freundlich ließ, — diese Hand ist nicht mehr frei — ich bin Verlobter!"

Mit wildem Schmerz riß sie zuckend ihre Hand aus der seinen, und erstarrte.

„O Gott — Minna — können Sie mir vergeben?

Sie faßte seine Hand wieder und drückte sie; reden konnte sie nicht.

„Minna, wenn ich recht ahne, so müssen Sie mich verabscheuen, — ich habe ihr Herz gebrochen! Minna, Sie können mich nicht mehr lieben, vielleicht nur hassen, — aber vielleicht achten Sie einen jungen Mann, der mit einem so herrlichen Herzen, wie dem Ihrigen, kein frevelndes Spiel treiben will!"

Sie traten in die Laube.

„O liebste Minna, wie geht es Ihnen? Reden Sie! Sind Sie gefaßt? Ich weiß, ein Herz, wie das Ihre, wird nicht einsam bleiben, Sie werden einen bessern und tüchtigern Mann finden, als ich es bin (sie schüttelte schmerzlich das Haupt), — wenigstens einen besonnenern."

Noch war ihr Schmerz wild; darum fuhr er fort:

„Ich bin ein Mann und muß meiner Pflicht getreu sein, — ich darf Sie nicht lieben! Aber getäuscht habe ich Sie nicht. Und nun noch Eins, Minna! Jetzt wirkt auf Sie noch meine Gegenwart und Sie können mich anblicken ohne Zorn. Ich bin mir bewußt, Ihre Neigung gegen mich nie genährt zu haben. Aber wenn Sie allein sind, wenn Sie einer vergangenen Zeit gedenken, werden Sie Sich an Manches erinnern, das Sie wohl als ein Zeichen meiner Liebe ausgelegt haben, an manche Artigkeit, manche Aufmerksamkeit, an so Vieles, das sich ja Alle schuldig sind, deren Bahnen neben einander herlaufen. Dann wird ein bittres Gefühl in Ihnen auftauchen, als hätte ich Sie getäuscht, und Sie werden mich vielleicht verabscheuen. Das vergebe ich Ihnen gern, und Sie können, wenn dieser Fall eintritt, im Voraus meiner Verzeihung gewiß sein. Und nun leben Sie wohl, — meine Pflicht ruft mich, ich muß Sie verlassen!“

Dann ging er mit langsamen Schritten aus der Laube, sie aber brach in ein lautes Weinen aus, und nur mit Mühe vermochte Kinkel's Schwester sie wieder zu beruhigen. Gottfried aber fühlte sich von jener Stunde an unglücklich.

---

## 6.

Am andern Tage war er dumpf und zerknickt. Bögehold und Keßler, mit welchem Letzteren er gleichfalls viel verkehrte, suchten ihn zu einer gemeinschaftlichen Fahrt nach Köln zu bereden, um die Lyversberg'sche Gemäldesammlung noch vor dem nahebevorstehenden Verkauf derselben zu sehen, und seine trübe Stimmung etwas zu zerstreuen. Lange hatte Kinkel geschwankt, und schwankte eigentlich noch, als er schon das Dampfschiffsbillet in Händen hielt. Es war kein Entschluß mehr in ihm seit dem Einen furchtbaren: dem herrlichen Mädchen seinen Traum zu zerstören. Als aber die Freunde das Boot bestiegen, sprang auch er hinein. Ohne aufzublicken, setzte er sich über das rechte Rad, und starrte wehmüthig in die stäubenden zerquirlten Wogen, der Strophe von Lenau gedenkend:

„Blumen fort und Nachtigallen,
Und das liebe Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen,
Alles wie ein Frühlingshauch!"

Gleich Frithjof, trieb es ihn von der verlorenen Jungfrau fort auf's weite, weite Meer, die Thränen waren

ihm nahe, und düster murmelte er vor sich hin: „Vale, juventas fervida!“

In Köln stand er lange vor dem unvollendeten Riesenbau des Domes, und ließ sein Auge hinschweifen über das wunderbare Werk. Die mittlere Lücke berührte ihn heute schmerzlicher, als je. „Wenn die Johanniskirche einst offenbart wird,“ dachte er, „wenn das Banner der Liebe daherrauscht über die Menschheit, dann bauen alle Confessionen, zu Einer Religion verbunden, die Gothiken auf und aus, dann ist ihre Symbolik erfüllt!“ — So baute ihm seine Phantasie den fertigen Kölner Dom hin, und ließ ihn eine Weile den eignen Schmerz vergessen.

Bald aber trieb es ihn aus dem wirren Getümmel der öden und freudlosen Handelsstadt nach Hause zurück, und ein ängstliches, zaghaftes Gefühl beschlich ihn, als er sein Zimmer betrat, das ihm in seiner Trauer jetzt so unheimlich und fremd vorkam.

Als er unter seinen Büchern umherkramte, fiel ihm der Ofterdingen von Novalis in die Hand, der ihn noch vor einem Jahre so oft zur Poesie entflammt hatte. Schon als er das Gymnasium besuchte und mit einigen Freunden unter den Namen „Teutonia“ eine Gesellschaft gestiftet, welche sich zum Zweck setzte, sich gegenseitig das Verständniß deutscher Geschichte und Literatur zu erschließen, hatte er sich den Namen Heinrich von Ofterdingen beigelegt; denn jedes Mitglied dieser Gesellschaft wählte sich einen mittelalterlichen Dichternamen. Jetzt ward ihm die Bedeutung

jenes Namens klar. Er dünkte sich selbst jener Heinrich in dem lieblichen Städtchen am Fuße der Wartburg, und die Sehnsucht nach der „blauen Blume“ ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Nicht Minna konnte die leuchtende Mährchenblüthe sein, auch seine Braut nicht, so sehr er sein Herz befragte. Träumend las er weiter und weiter, die tolle Zauberwelt umfing ihn, und endlich warf er sich weinend auf einen Sessel, der „blauen Blume“ gedenkend.

Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter. Er blickte empor, und begegnete dem freundlichen Auge des Pfarrers Wichelhaus, eines herrlichen, gemüthvollen Mannes, der den unglücklichen Freund zu trösten kam.

Mit scharfer Klarheit durchschaute dieser den Seelenzustand Kinkels, und enthüllte ihm mit mildem Wort die ganze Gefahr, in welcher sein geistiges Leben schwebte, sich abzujagen und leidenschaftlich zu verzehren.

Wichelhaus war ein Mann, der bei feurigen Naturen leicht für unthätig galt, weil er nie eine Arbeit unternahm, die er nicht mit voller Lust und einem Ueberschuß von Kraft betreiben konnte. Kinkel dagegen besaß noch eine zu geringe Kenntniß des Lebens; er wollte die Dinge beherrschen, ohne sich ihnen rein passiv hingeben zu können. Letzteres verstand Göthe so meisterhaft, und hat darum so Gewaltiges vermocht. Er rieth seinem Freunde, das Wintersemester hindurch keine Vorlesung zu halten, sondern eine längere Reise zu unternehmen.

Kinkel versprach, als der Geistliche ihn verließ, über dessen Rathschläge nachzusinnen, und fand bald, daß derselbe Recht habe. Er hatte schon lange beabsichtigt, ein Werk über die christliche Kunstgeschichte zu schreiben, und dazu bedurfte es einer größeren Reise, am Liebsten nach Italien. Er beschloß, den Rest seines väterlichen Vermögens an eine solche Reise zu setzen, und hoffte von derselben so viel Stoff mitzubringen, daß seine äußere Existenz durch fleißiges Arbeiten gesichert erschiene. Zugleich bedurfte seine fortwährend kränkliche Schwester nicht minder, als er, einer solchen Erholung, und erklärte sich mit Vergnügen bereit, ihn nach dem südlichen Frankreich, der Schweiz und Italien zu begleiten.

Unter Hesperiens Himmel hoffte Kinkel die Lösung seines Wehs zu finden; statt des Denkens wollte er das Leben, statt des Lernens den Genuß suchen, und bemühte sich rasch alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche zu einer längeren Reise erforderlich sind. Freilich wunderten sich Manche, und tadelten den jungen Privatdocenten, welcher, wie sie meinten, so leichtsinnig die einmal begonnene Laufbahn unterbrach, er aber kümmerte sich nicht um die zischelnden Zungen seiner Collegen, und ließ sein helles Auge weit über der Heimath dumpfes Leid hinschweifen in die lachenden Gefilde einer fernen Zukunft.

## Viertes Buch.

---

# Italien.

October 1837 bis März 1838.

---

9

# 1.

Eine alte und ächte Weisheit liegt in dem ererbten Glauben an Stufenjahre; nur muß man denselben geistig umdeuten. Es giebt Stufenjahre auch im Leben des Geistes, und Wer wollte läugnen, daß diese höchst gefährlich werden können? Es sind jene Entwicklungsperioden, in denen eine neue Epoche des geistigen Daseins sich eröffnet, und die bei den verschiedenen Menschen in ganz andere Zeitmomente fallen, als die Stufenjahre des Leibes. Nie aber sind diese Perioden dem Geiste bedenklicher gewesen, als in unserem Jahrhundert. Jetzt ist das Leben nicht mehr ein Kunstwerk, wie es im Mittelalter war, wo die Kunst Alles umschlossen hielt, sondern, dem Zeitalter entsprechend, das auf den Thron der Kunst die Industrie gesetzt hat, vergleicht es sich mit der ängstlichen und treibenden Hast der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Die Glocke tönt, der Pfiff gellt, und wir müssen eilen, nicht die Abfahrt und Weiterfahrt zu versäumen. Der Geist des Knaben wird gespornt durch Alterthum und Philo-

sophie hindurch zum mehr oder minder abgegrenzten Einzelstudium; darum ist jene Noth wiedergekommen, die schon Walther von der Vogelweide am Ende seines Lebens beklagt, daß die Alten thöricht seien, wie es nur den Jungen gezieme, aber leider auch, daß die Jungen alt würden vor ihrer Zeit. Der Mensch schreitet in dieser sich selbst abjagenden Zeit zu schnell fort, so daß ihm, falls er nicht an dieser einseitigen Fortbildung der Erkenntniß auf Kosten seines Charakters zu Grunde geht, doch bange wird, weil er so Viel weiß und so Wenig ist. Wie aber Alles, so werden auch jene Entwicklungen übereilt, der Knäuel, der mit leiser Hand sollte aufgewunden werden, verwirrt sich, Menschen entstehen, die nicht Männer sind und auch nicht Jünglinge mehr — müde, müde bis zum Tode, das ist unseres thatlosen Lebens Grundstimmung. — Glücklich, wer in solchen Zeiten einen Warner findet, einen Arzt der Seele, der ihm Ruhe gebietet, der ihn aus dem Treibhause verpflanzt, in dem seine Frucht zwar frühzeitig, aber nicht vollkräftig reift.

Kinkel war dies Glück zu Theil geworden. Hätte ihn nicht ein väterlich besorgter Freund bewogen, ein dereinst reich sich lohnendes Opfer der Selbstverläugnung zu bringen und zur Beruhigung seines sich verzehrenden Geistes aus einer erst eben und glücklich begonnenen Laufbahn herauszutreten: — Wer weiß, ob sein Leben nicht unter der Last täglich wiederkehrender Schmerzen sich zu Tode gehetzt haben würde?

Es war ihm schwer geworden, sich auf längere Zeit von einem Berufe zu trennen, den er für einen göttlichen glaubte ansehen zu müssen. Die Carriere eines Privatdocenten ist ohnehin schon die langsamste, und es war nicht zu verwundern, wenn Mancher die scheinbare Verlängerung derselben durch ein freiwilliges Abscheiden aus diesem Kreise für thöricht ansah. Allein es blieb dem Jüngling keine Wahl. Dadurch, daß er in der Zeit tiefster und schmerzlichster Gemüthserregung gerade die allergespannteste Thätigkeit hatte eintreten lassen, daß er beim Tode der Mutter das Candidatenexamen, bei dem des Vaters seine Dissertation vollendete, endlich am Grabe seines Freundes Gustav H.......... den akademischen Lehrstuhl bestieg, während ihn die Qual seines Abschiedes von Minna *** durchzuckte, war sein Nervensystem so zerrüttet, daß er fast daran verzweifelte, jemals noch ein blühendes, gesundes Leben zu gewinnen. Und doch entschloß er sich nicht leicht, den Rath des Freundes und seines Arztes zu befolgen, welcher Letztere ihm die Pflicht auferlegte, eine längere Reise in ein südlicheres Klima zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu unternehmen.

Nachdem jene Tage des Aus- und Aufräumens, jene dem geistigen Menschen so höchst widerwärtigen Geldgeschäfte, jene steifen Abschiedsbesuche, überhaupt die ganze fatale Zwischenzeit zwischen einer solchen Reise und dem Entschlusse zu derselben vorüber waren, kam endlich der Tag, an welchem Gottfried seine

Schwester in Oberkassel, wohin sie Abends zuvor ihm voraus geeilt war, auf's Dampfschiff abholen sollte.

Sein erster und liebster Zuhörer begleitete ihn von seiner Wohnung auf dem Schlosse Poppelsdorf durch die Allee bis an die Fähre, und trug ihm, wie es Studentensitte ist, zum Abschiedsgeleit den Tornister, welchen er, da er den größten Theil der Reise zu Fuß zurücklegen wollte, für ein besonders nöthiges Geräth hielt. Am andern Ufer eilte er den Rhein herauf bis Oberkassel, wo er die Schwester bereits ihn erwartend fand, und fuhr dann nach einem raschen und herzlichen Abschiede von seinem Freunde Sartorius an das nahende Dampfboot heran.

Johanna hatte darauf bestanden, daß sie und ihr Bruder auf dieser Reise bei jeder Gabe, jeder Hülfe, bei jeder kleinen Freude sogleich Gott ihren Dank darbringen wollten, und zwar mit dem hebräischen Spruche, den die Juden bei jedem Genusse hersagen: „Gesegnet seist Du, Jehovah, der Du uns Dies und Das geschaffen, gethan, gegeben,“ worauf alsdann je nach der Art der Wohlthat die Worte anders gewählt werden. So beteten sie auch jetzt, als sie alle ihre Effekten, in Bonn eingeladen, richtig vorfanden, ihr בָּרוּךְ יְהוָֹה und fuhren offnen Herzens und leichten Sinnes in die herrliche Landschaft hinein. Zum ersten Male breitete ihr Geist ungehemmt seine Schwingen in die blaue Ferne, und Gottfried hoffte, während ein lauer Wind ihm einen Gruß aus Süden brachte, fröhliche Genesung für sein armes, krankes Menschenherz. —

Vorüberflog der Drachenfels, vorüber das Siebengebirge, — er sagte seiner Wiege Lebewohl. Denn auch er war ja ein Sohn dieser Berge, und als er noch klein war, und seine Welt beschlossen lag in dem reizenden Thale, das gottgesegnet von dem Drachenfels längs sanfter Anhöhen sich hinzieht, bis der Finkenberg es nahe bei Bonn abschließt, da hatt' er sich oft mit wunderbarer Sehnsucht hinübergewünscht über diese Berge, um zu sehen, wie es drüben wohl aussehen möchte. Auch wußte er aus Schreiber's Rheinreise, daß jenseits wunderbare Gegenden kämen, wo trefflicher Wein wachse, und daß da ein Bingerloch käme und ein Mäusethurm, auch Brömsers Burg, wo die schöne Gisela sich ertränkte. Aber das war ihm, wie etwa eine astronomische Karte, und nie dachte er daran, daß er jemals dahinauskommen würde.

Seitdem aber wurd' er groß und war ein Student, da wuchsen ihm seine Schwingen. Er ging über jene Grenzen hinaus und sah die Wunder des Rheines und als er zurückkehrte, mußt' er gestehen, daß er doch Nichts gefunden, das schöner gewesen, als das Siebengebirge. Und nun die Sehnsucht nach der Ferne gestillt war, da klammerte er sich erst recht mit Liebe an das schöne Vaterland an, und im sandigen, nebligen Norden hatte er sich ein Jahr lang gesehnt nicht nach Vater und Mutter, wohl aber nach den hohen Bergen und dem stolzen und tiefen Strome. Und wie er da, von Berlin zurückkehrend, zu Linz an's Land stieg, da

sah er die Siebenberge im Sonnenlicht und im Rebenkranz, und da jauchzte ihm das Herz, und er fühlte es: — Schöneres möchte wohl auf Erden nicht gefunden werden. Auch jetzt bat er zu Gott, daß er ihm dies stolze, freudige Heimathsgefühl, aus Italien heimkehrend, wiederschenken möge, ohne welches die Erinnerung an den warmen Süd mit seinen Orangen und seinem Veilchenhimmel und seiner ganzen bunten Lebenslust dem im Norden Weilenden zur Pein werden müßte und zum verzehrenden Heimweh. —

Das Dampfboot fuhr schnell. Die Luft war nach langem Regen lau und schön und schmeichelte in dem bewegten Jünglingsherzen die Blüthen manchfaltiger Gefühle wach, aufgeschlossen durch die historischen Erinnerungen und die eignen Erlebnisse, welche die Reihe der vorüberfliegenden Städte, Berge und Ruinen in der Seele auffrischte. Doppelt scharf ist solche Erinnerung, wenn man von Orten, welche durch sie geheiligt sind, auf lange, vielleicht auf Nimmerwiedersehn scheidet. Vorbei, vorbei! Das ist dann das Losungswort, und das klingt besonders stark in den Tiefen der Seele, wenn die Fahrt so rasch geht, wie es heute der Fall war. Dort Nonnenwerth und Rolandseck, Zeuge so mancher lustigen Ausflüge aus den Studentenjahren und mancher stillgemüthlichen Fahrt mit lieben Gästen; Honnef und über ihm der hohe runde Bergkegel, den ein dortiger Bauer einst einem Freunde für das Grab Etzel's erklärte. Solcher Zeichen sind hier

mehre: in der Höhle des Pfaffenberges bei Oberkassel hat das Zwerglein Egwaldus gewohnt, und die Höhle heißt noch von ihm das Zuerchenloch (Quarchenloch). Und am Ende den Drachenfels der Nibelungensage darf sich der Rheinländer nicht nehmen lassen; denn die eigentliche Drachenfelser Tradition von der Jungfrau, die, den Drachen tödtend, hier die Heiden getauft, ist wohl Nichts als dichtende Umbildung des altheidnischen Stoffes von der Jungfrau, welche der Drache gefangen hielt, bis Siegfried sie befreite.

Doch Wer vermag all' diese Sagen, ihre Entstehung und Entwicklung durchzudenken? Vorbei wie jene Riesengestalten und Riesenkämpfe der Vorzeit sind nun auch schon die Stellen, welche ihr Gedächtniß bewahren. Das Thal erweitert sich, Sinzig fern zur Rechten läßt seine zierliche Kirche schauen, die einen Meister hat mit der zu Ahrweiler, und die liebliche Ahr ergießt ihr klares Wasser in den dunkelgrünen Rhein. Dann ging es weiter vorbei an Argendorf, Hönningen und Brisich, wo rechts auf steiler Kuppe, als wollt' es sich hinabstürzen, ein Schloß hervorspringt, — die Ruine Rheineck, zierlich im alten Stile vom Besitzer, dem damals zu Bonn wohnenden Bethmann-Hollweg, pietistischen Angedenkens, neu aufgebaut.

Aber nun, wie das Schiff um die Felsecke biegt, zieht eine düstre Wolke auf über Gottfrieds inwendigste Seele, und das Auge selbst ist ihm feucht geworden. Siehe, da liegt es in der Thalschlucht, das freundliche

Brol, wo sein armer Jugendfreund Alexander Faust seine herrlichen Lieder gedichtet. Dieser Faust war ein trefflicher und ungemeiner Mensch, darum haben ihn auch die Meisten nicht verstanden. Er war ein Böttchersohn aus Stettin und selten mag es Einen gegeben haben, dem das Lied so rein aus der Seele quoll, und der so viele Anlagen hatte ein frommer Dichter zu werden. Aber ihn hatte die fröhliche Jugend zu weit verlockt, er lebte wild, und mußte wild leben, um einen stillen Liebesgram zu ertödten. In der Ferienzeit aber, wenn die wüsten Gesellen fort waren dann zog auch er aus Bonn weg und begab sich an einen der Seitenströme des Rheins. Von dort brachte er immer einen Cyklus der köstlichsten Lieder mit heim; so hatte er Lieder von der Ahr, Lieder aus dem Harz, Lieder von der Brol und zuletzt von der Nahe. Am Ende seines akademischen Lebens aber wurd' er stille, als wollte er sich besinnen und entsagte seiner Liebe; doch da hielt er's nicht mehr aus, — er wurde krank — sein Herz war gebrochen, es konnte der innern Gluth nicht mehr widerstehen, und er starb, kaum ins Vaterhaus zurückgekehrt, an einem Blutsturz. Hier in Brol, wo ihn schon Todesahnungen durchzogen, hat er wollen beerdigt sein, — es ist nicht geschehen, sondern er ruht auf dem hohen Stettiner Friedhofe, wo sein Grab weit hinausweist nach der blauen Ostsee, — ach, dahin schwoll auch sein Herz, dahin wollt' er sein stolzes kaltes Lieb führen:

„Es wiegt sich schön auf leichtem Nachen u. s. w.“

Gefunden hat er dort den Frieden, den er begehrte in seinem letzten Liede, das er hienieden sang, — freilich nicht den Frieden des besonnenen Mannesalters in stiller Pfarrerwirksamkeit:

„Wann wirst du mir erscheinen, du holde Friedenszeit u. s. w.“

Bei Brol hält das Dampfschiff an. Traurig lehnte Kinkel am grünen Geländer des Bootes und schaute hinüber zu den freundlich im Herbstessonnenstrahl erglänzenden Dächern. Er zerdrückte eine Thräne auf der heißen Wimper, und sprach schmerzlich: „Leb' wohl, mein Faust! Dort, wo Du einst so fröhlich wohntest und von Lebenslust schriebst, hab' ich Deiner in großer Liebe gedacht!“ —

Und weiter keuchte das Schiff, in weißem Schaume die dunkle Fluth emporwirbelnd und zu lichten Perlen zersprühend, die im Sonnenstrahl tausendfarbig erblinkten. Neuwied trat vor. Minna erschien auf der Landungsbrücke, um noch einmal von dem Freunde Abschied zu nehmen. Nur ein Augenblick und der scharfe Ton der Glocke schnitt ihre Begrüßung ab. Sie schieden schwer, die Luft wurde kalt, Gottfried aber hüllte sich fester in seinen Mantel und dachte an Uhlands Wort:

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die sich fest und ewig schließen
Möchten an das treue Herz!“

Und so setzten sich die poetischen Träume fort, bis er endlich ins Nachdenken kam über die schon länger beabsichtigte Ausführung eines Trauerspiels, dessen Plan er unter seinen Reisepapieren vorgefunden hatte.

Aus diesem Werke geistiger Zeugung, welches ihm den vortrefflichen Zug Hoffmann's, daß er den Meister Johannes Wacht gerade nach dem gewaltigsten Schmerz ein sehr künstlerisches Werk schaffen läßt, in seiner psychologischen Wahrheit klar machte, riß ihn das anziehende Gespräch eines jungen Mannes, den er anfänglich für einen Künstler hielt. Das tiefliegende dunkelbrennende Auge und ein Ausdruck bunten und reichen Lebens, nebst lächelndem Humor um den schönen Mund schien dies anzudeuten. Nur hörte man seinem Tonfalle an, daß er das Deutsche nicht als Muttersprache gelernt hatte, wenn er es gleich nach der Formenlehre vollkommen richtig redete. Aber weder englisch, noch französisch, noch nordisch war sein Accent. Kinkel mußte sich in der leichten Unterhaltung, in welche sie hineinkamen, die Freiheit nehmen, ihn nach seinem Vaterlande zu fragen. „Ich bin ein Grieche," sagt' er, „aus Macedonien, und reise jetzt nach Hause." Da schwoll Gottfried das Herz, und wie gern wär' er mit ihm gegangen in das schöne Vaterland, wo es, wie Schlegel sagt, dem Deutschen sogleich heimathlich zu Muthe wird. Dieses Jünglings Rede berührte ihn wie ein Hauch aus dem Süden, und sein selten tiefes, aber stets anmuthiges, schnell wechselndes Ge-

spräch, seine große, aber zierliche und gewandte Gestalt gaben ihm vorläufig ein paar ächte Züge zum Ideal des Südlands. Jener hatte zehn Jahre lang in Wien und Heidelberg Medicin studirt, dann auch Holland besucht und kam jetzt von London über Paris zurück. Die Franzosen gefielen ihm nicht, weil sie falsch, die Engländer fast noch weniger, weil sie nicht zugänglich und sehr habsüchtig seien. Mit den Deutschen war er noch am Besten zufrieden, und erzählte von seinem Vaterlande, wie da Alles noch natürlicher geordnet und die Wahrhaftigkeit des Wortes noch nicht durch falsche Kultur angefressen sei. Das freute Gottfried innig, denn man hatte ihm die Griechen immer als treulos genannt. Im „Riesen" zu Koblenz brachten die Beiden einen sehr vergnügten Abend zu; Kinkel saß fast bis Mitternacht mit dem Fremden am Tische und ließ sich erzählen vom Weine von Chios und Samos, den man nicht trinken kann ohne ihn mit Wasser zu verdünnen. Weißen Wein trank der Grieche nicht; bei ihnen, sagte er, wachse nur rother, und das sei so von Alters her. Deshalb kennt schon Homer nur *αἴθοπα οἶνον*. — Mit Träumen von Chios im Haupte und Rheinwein im Kopfe schlief Gottfried endlich selig genug ein. —

Am folgenden Morgen ward die Reise bei schlechtem Wetter fortgesetzt. Der Grieche verließ zu Kinkel's Leidwesen, der ihn gern als Reisegesellschafter noch

längere Zeit behalten hätte, das Dampfschiff, und es bedurfte einer Nachwirkung des gestrigen Rausches von Wein und Lust, um eine fröhlichere Stimmung aufrecht zu erhalten, als der trübe Nebel, der sich über den Strom lagerte, sie heraufbeschwören wollte.

---

## 2.

Mit einem schweren Tornister beladen, auf dessen Rückseite ein in dunkles Tuch eingenähter Frack befestigt war, schritt ein Wanderer rüstig durch die Straßen von Vienne. Das schwarze Haar wallte lockig auf die Schultern herab, und bildete einen grellen Abstich zu der weißleinenen Blouse, mit welcher der Jüngling bekleidet war. In einer freundlichen Taverne angelangt, warf er Mantel und Tornister ab, und schritt wieder lustig in Begleitung eines knorrigen Schlehdornstabes zur Thür hinaus, um das eigentliche Freudeleben des Reisenden: das Wandern mit den Händen in der Rocktasche zu beginnen. Gottfried Kinkel — denn er war es — kannte nichts Angenehmeres, als so auf gut Glück in einer fremden Stadt die unbekannten Gassen zu durchstreifen, kuriose Namen von den Schildern abzulesen, und dann, nachdem er einen Punkt, am Liebsten einen Kirchthurm, sich als Nordstern ersehen, ohne Führer und, wo möglich, ohne Fragen sich nach seinem Wirthshaus zurückzufinden. Wenn dazu ein blauer Himmel und ein sonniges Wetter kam, so

stellte sich eine leichtherzige Fröhlichkeit ein, und wenn ein eigner Zauberreiz des Reise-Lebens darin liegt, Abends in eine große wildfremde Stadt hineinzufahren, so ist dem gewiß das Herumstreifen in derselben bei hellem Taglicht billig zu vergleichen.

Ueber Mainz, Straßburg, Colmar und Basel war Kinkel nach Bern gereist, wo seine Schwester wegen zunehmender Kränklichkeit mißmüthig von ihm Abschied genommen und sich allein auf den Rückweg begeben hatte. Noch ganz erfüllt von den Wundern des tiefblauen Genfer Sees, reiste Gottfried jetzt die Rhone herunter und war über Bellegarde und Lyon, wo er sich mehre Tage aufgehalten hatte, so eben in dem lieblichen Vienne angelangt. Die Provinzen des mittäglichen Frankreichs, von den Franzosen le midi genannt, sind reich an Naturschönheiten und fremdartigen Reizen, die auf das schmerzzerrissene Gemüth unseres Freundes einen sanftberuhigenden Zauber ausübten. Er gewann allmälig wieder einen Abglanz der früheren Heiterkeit, und das alte Weh ragte nicht mehr so dunkel und zerstörend in sein jugendliches Leben hinein. Die freundlichen Briefe seiner Braut, welche er häufig empfing und meist auf die Stelle beantwortete, verdrängten die düstern Gedanken, wenn das Bild Minna's vor seiner Seele aufstieg, obgleich er sich oft mit den bittersten Selbstanklagen quälte. Die Einsamkeit, in welcher der Jüngling jetzt die unbekannten Länder durchstrich, that ihm wohl, er ließ seinen Blick aufmerksam in alle Verhältnisse eindringen, sein Auge über alle Schönheiten des Südens hinschweifen und grüßte fröhlich jeden

Wanderer, der ihm begegnete oder eine Strecke Weges mit ihm zurücklegte. Und jetzt war all sein Sinnen auf die Provence gerichtet, jenes fabelhafte Land der Troubadours, von dem er so oft geträumt hatte, und das er nun selbst begrüßen sollte.

Nachdem Gottfried eine Zeitlang die Straßen von Vienne durchschlendert und die mächtige Kathedrale besucht hatte, fand er sich nach seiner Taverne zurück, verzehrte sein einfaches Mahl, und ließ sich wieder den schweren Reisetornister und den leichten Mantel von dem gefälligen Hauswirth über die Schulter hängen. Fröhlich bezahlte er seine Zeche und schritt durch das alte Stadtthor hinaus auf den Landweg nach Tournon und Valence. Seltner benutzte er das Dampfschiff, das in kaum zwölf Stunden die beträchtliche Strecke von Lyon bis Avignon zurücklegte, sondern er ging lieber zu Fuß, um mit genügender Ruhe sich die fremden Berggegenden und stolzen Ufer der Rhone zu beschauen. Dicht vor der Stadt bog er links von der Straße ab und stieg zu der steilen Höhe empor, welche sich hier weit über den Spiegel des Stromes erhebt. Eine Zeitlang ruhte er im verlassenen Gemäuer eines unvollendeten Hauses, von wo bereits ein herrlicher Ausblick sich eröffnete, und schritt dann eine Treppe von einfachem Stein hoch nach der Bergeskante hinauf, immer in der Hoffnung, den Stein der heiligen Magdalena zu finden, der durch Menzels treffliches Gedicht: „Auch der Teufel muß sein Recht haben“ berühmt geworden ist:

„Auf den Bergen bei Vienne
Findest Du den heil'gen Stein.
Sieh', ob Thau zurückgeblieben
Morgens in des Füßchens Raum: —
Und geheilt bist Du vom Lieben,
Netztest Du die Lippen kaum.“

Ueber kleine Wasserfälle, die glattgefroren waren, und durch wildzerrissene Bergschluchten klomm Gottfried zur Höhe, wo zu seiner lebhaften Freude der Gartenbuchs wild hervorsproßte und einzelne Bäume trotz der späten Novembertage noch grünes Laub zeigten. Die Rhone herab glänzte das Abendlicht durch amaranthne Wolkenzüge, kalt und blau aber ragte der beschneite Mont Pilar vor den Blicken des Wanderers. Rechtshin hob sich die massenhafte Kathedrale von Vienne aus der wunderbaren Stadt mit der leichten Brücke und der alten Burg empor; gegenüber der Thurm, von dem Pilatus soll herabgesprungen sein, dessen Grab die Volkssage und Kirchenlegende unter einer auf freiem Feld emporsteigenden Pyramide angiebt. Der Blick in das herrliche Thal hob die Seele des Jünglings. Es berührte ihn so rheinisch-heimathlich, daß er von der mächtigen Höhe gar nicht herabkonnte. Erst der sinkende Abend mahnte ihn zur Rückkehr, und so hatte er den Stein der heiligen Magdalena nicht gefunden, ja vielleicht nicht einmal ernstlich danach gesucht. Seine Liebe zu der schönen Elise H.......... schlug tiefe Wurzeln in der sehnenden Jünglingsbrust, sie trieb herrliche Blüthen, und damals hätte er nim-

mer begehrt, von dieser Liebe geheilt zu sein. Später jedoch gab es manchmal Augenblicke seines Lebens, da er hätte vom lustigen Rheine pilgern mögen an den fernen Rhonestrand, um auf den Bergen von Vienne die wunderthätige Kraft des Magdalenensteines zu erproben, und all sein Liebesweh zu vergessen, das ihn verzehrte.

Von Vienne ging es weiter über Valence, Montelimart und Orange nach Avignon. Bei Orange stand er lange Zeit unter dem Triumphbogen des Marius, in Erinnerungen der Vorzeit vertieft. Er gedachte der Zeit, da hier der Römer unsere Vorväter geschlagen, und wie dann dies stolze Rom in Staub gesunken ist vor dem Arme Deutschlands. An der heißen Quelle, die am Fuße des Römerbogens hervorsprudelt, hingelagert, schrieb er diese Gedanken in sein Tagebuch *), und schritt dann, befreit von den großartigen Träumen der Geschichte, durch das Thor, ganz sich dem frischen Reiz der Provence hingebend, die vor den überraschten Blicken des Jünglings ihre bunte Mährchenwelt erschloß. Sein Herz jubelte in stürmischer Lust, und durchfluthet von dem Geiste der Troubadours, die einst auf diesem klassischen Boden ihr keckes Liederspiel, ihre fröhlichen Minnegesänge hatten erschallen lassen, jauchzte er einen „Gruß dem Süden" **). Dann ging es weiter in das „tönende"

*) Gedichte. S. 40. Triumphbogen des Marius in der Provence.
**) Gedichte. S. 95.

Avignon mit seinen grausamen Erinnerungen und das geschäftige Marseille, wo sich das blaue Mittelmeer in die unbegrenzte Ferne ausdehnt. Nachdem Gottfried am jenseitigen Ufer des Var als „Tollfried“ Kinkel in das italienische Paßregister eingetragen war, pilgerte er über Nizza nach Genua, jener trübseligen Stadt, wo es fast unaufhörlich regnen soll. Weint sie vielleicht über ihre versunkne Herrlichkeit, oder will der Himmel ihr klagen helfen, und schenkt ihr den Wittwenschleier der Regenwolke, wie Zeus einst Blut weinte, da seiner Heldensöhne einer fiel?

Von Genua schlug Kinkel den Weg über das seltner von Reisenden besuchte Lukka, über Pisa und Pistoja nach Florenz ein, und pilgerte von dort über Siena und Spoleto nach Rom, wo er am ersten Januar 1838 anlangte, nachdem er noch auf der Reise, in Rückerinnerung an sein schönes Heimathland, die christliche Sage vom Drachenfels *) poetisch bearbeitet hatte.

*) Gedichte. S. 14. Margaretha.

# 3.

Kinkel war zu einer bunten Zeit in der „ewigen Stadt" eingezogen. Kaum hatte er sich eine Wohnung in der Nähe des Corso gemiethet, als ihn am Vorabende des Heiligendreikönigefestes ein unerhörter Lärm auf die Straße lockte. Die Römer feiern an diesem Tage das Beffanafest, gleichsam ein Vorspiel des großen Carnevals, das sich entfernt mit dem Berliner Weihnachtsmarkte vergleichen läßt, nur daß es in Rom weit toller hergeht. Der Reiz dieses Festes besteht darin, daß Jeder so viel Lärm, als möglich, erregt. In geschlossenen Reihen zogen die Studenten aus der Sapienza durch die Gassen, Jeder ein Pferdesteißpfeifchen im Munde, auf dem man die schrillendsten Töne hervorzubringen wußte. Zwischen dem Gewühl trieben sich gleich anfangs die niente genannten Frauen aus den sogenannten niedern Volksschichten umher; denn die Frauen der nobili erscheinen erst später. Zwischen dem Schreien und Pfeifen, Schrillen und Gellen einer tosenden Menge schallt der Lärm des ewigen Beffanarufens, die durchdringende Stimme

der feilbietenden Marktjungen, und es ist zum Sterben, wenn man nicht selber mitlärmt. Kinkel, der sich mit einigen Bekannten in das Gedränge hineinstürzte, rieth den Spektakel mitzumachen, und so kauften sie denn ebenfalls Schnurrpfeifen und Kindertrompeten, um in der eignen Raserei die fremde behaglich zu finden und zu vergessen. Um zehn Uhr flüchteten sie sich in eine Trattoria, wo sich gewöhnlich Deutsche aufzuhalten pflegten, und stürzten sich dann um Mitternacht noch einmal in den Strudel, um am Pantheon und Corso vorüber nach Hause zurückzukehren.

Mälig verrauschte das Getümmel, Alles suchte den Schlaf, und vergaß den Wirbel des vergangenen Tages. Nur Gottfried lauschte noch in die helle Nacht hinaus, und fühlte, wie der Schmerz seiner Seele sich in weiche Liedestöne auflöste. Erfaßt von dem Zauber dieser heiligen Ruhe sang er das Lied:

### Nacht in Rom *).

„Ringsum auf allen Plätzen
Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel stehet
Der Mond in voller Pracht.

So todtenstill sind beide,
Das alt' und neue Rom,
Und selbst ihr Riesenwächter
Nickt ein, Sankt Peters Dom.

*) Gedichte. S. 97.

Nur wundersam noch rauschen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die selbst entschliefe gern.

Die spülen aus dem Herzen
Leise das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit."

Bei seiner Ankunft in Rom hatte Kinkel einen Brief von seiner Braut vorgefunden, der seine Liebe zu ihr noch steigerte, und Minna's Bild mehr und mehr zurücktreten ließ. Sein Herz sagte ihm, daß Elise ihn glücklich machen könne, und er gab sich mit der reinsten Gluth diesem Gefühle hin. Es war ihm, als hätte all' die frühere Täuschung nur dazu dienen müssen, seine Liebe zu läutern und verklären, er hatte jetzt erst lieben gelernt. So gestalte sich sein Leben friedlich und schön.

Kinkel's Poesie schlummerte scheinbar in Italien. Aber Wer sollte sich darüber wundern? Fremde Lebenskreise zogen ihn in ihre Fluthen hinein, und es gehörte Zeit dazu, sich im Süden heimisch zu finden. Das Leben war hier ja selbst Poesie, und das träge Wort mußte sich erst besinnen in diesem Chaos neuer Gestalten. Jene bunten hesperischen Farbentöne, jenes reiche sinnliche Leben, jener ewigblaue lächelnde Himmel, jene traumhafte Ruhe der Natur bedürfen ein langes und mühevolles Studium, ehe man sich ihrem Einfluß

passiv hingeben und ganz in ihnen aufgehen lernt. Und dann stehen wir auf einem classischen Boden, die Reste und Erinnerungen der Vergangenheit ragen in das frische Leben der Gegenwart hinein. Das neue Geschlecht feiert seinen bunten Carneval auf den riesigen Gräbern der Vorzeit, und wir dürfen nicht darüber zürnen. Es sind nicht die Gespenster, sondern es ist ein Hauch vom Geiste der alten Römer, der jene verklärten Gefilde durchwebt, und Wer mit diesem Volke zu leben weiß, wird sich bald unter ihm heimisch fühlen. Der Reiz, welcher über die ganze Natur ausgegossen erscheint, spiegelt sich auch im Leben, überall begegnen wir einer schönen Form. Das empfand auch Gottfried, und er wagte nicht leicht, in Italien seine Gefühle auszusprechen, weil ihm noch die Form mangelte. Diese zu finden versuchte er zuerst in dem mitgetheilten Liede und dem Gedicht „Petrus" *). Das letztere hat ihm viel Mühe und Arbeit gekostet. Es ward ihm immer klarer, daß das lyrische Gedicht wohl aus dem weichen Thone des Gefühls schnell und fröhlich sich bildet, das plastisch-erzählende jedoch — und wohl mehr noch das dramatische — aus dem harten Marmor des Gegenstandes mit Schweiß und langsamer Mühe muß herausgehauen werden. Das Ganze schien ihm etwas zu lang gerathen und Manches war nicht absolut nöthig, ohne daß er es jetzt noch hätte aus-

*) Gedichte S. 20.

merzen können. Ueberhaupt ist es traurig, daß man an der Glocke des Liedes, wenn sie einmal gegossen, wohl noch hie und da mit dem Hammer nachhelfen, einen etwaigen Sprung oder Fehler des Gusses aber nicht mehr ändern kann, und nun leider auch nicht im Stande ist, dasselbe Metall zum Zweck eines neuen Gusses noch einmal in Fluß zu bringen. Doch Gottfried verzagte nicht; er beschloß immer frisch zuzugießen, und mißlang Ein Guß, so hatten ja die reichen Schachte der Sage oder die edlen Gänge des Herzens noch feines Erz genug, um neue wohlklingendere Glocken in Masse gießen zu können. Der gelungenste Guß aus dieser Zeit ist unzweifelhaft, um in unserm Bilde zu bleiben, die prachtvolle Todtenglocke Roms: die Elegie „Roma's Erwachen" *). Auch fällt in diese Periode ein ergreifendes frommes „Gebet" **), das sich seiner reinen Seele wie ein wallender Opferrauch entrang.

In vollstem Maaße empfand Kinkel bald den mächtigen Eindruck des südlichen Himmels. Abentheuerlich wächst man dort an geistiger Fülle, man wird reich ohne Mühe. In Deutschland kann man auch reich werden, aber mit strenger Geistesanspannung; in Italien drängt sich Leben und Kunst an uns heran, wir füllen die Lücken aus, ohne es eigentlich zu beab-

*) Gedichte S. 143.
**) Gedichte S. 141.

sichtigen, wir lernen im Genuß und werden groß im Schauen. Hier muß jedes kranke Herz genesen und in der gewaltigen Schönheit und Ruhe des Alls selbst als Gottes bien aimé enfant jubelnd mit einstimmen in den Hymnus der ewigen Natur.

---

# 4.

In der kleinen Kirche San Antonio auf der Höhe des Esquilin ward Messe gelesen. Menschen gingen hin und her, die Orgel brauste und die feinen Stimmen der Kastraten klangen vom Chore herab. Manche Chöre dürfen nämlich nur von Männern ausgeführt werden, und, um nun die höheren Stimmen nicht unbesetzt zu lassen, greift die Geistlichkeit zu dem schändlichen Mittel, die Entmannung im Dienste des Herrn als ein Opfer der Frömmigkeit zu lehren und sie für den Zweck der Kirchenmusik auszubeuten. Am Altare stand ein Greis in einfacher Mönchstracht, dessen erhabene und schöne Gesichtszüge die volle Aufmerksamkeit Kinkel's, der sich unter den Anwesenden befand, in Erregung nahm. Ein schneeweißer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, und das ehrwürdige Antlitz erschien Gottfried wie eine Mischung der Züge seines Vaters und des rüstigen Ernst Moritz Arndt, der am schönen Rheinstrom lebte.

Wunderbare Gedanken zogen durch die Seele des Jünglings, als er so einsam unter den Bekennern eines fremden Gottes einem fremden Gottesdienste beiwohnte. Wie oft hatte dies Rom bereits seine Götter

gegen neue umgetauscht! Ein Geschlecht verdrängte das andere, und nur der Himmel blieb ewig rein und blau, die Erde blieb ewig jung, als wollten Himmel und Erde der thörichten Kinder lachen, die den schönen Frieden des Alls zerstören. Der junge Theologe fühlte sich in diesem Augenblick so erhaben über all das Leid des Menschenlebens, all das Streiten um diesen oder jenen Glauben, daß er vor den fremden Mönch hätte hinknieen und ihn um seinen Segen bitten mögen.

Da zupfte ihn ein Freund am Rocke, und winkte ihn hinaus.

„Es sind in Deiner Wohnung Briefe für Dich angekommen," sprach er, „ich glaube vom Rhein."

Hastig eilte Kinkel in seine Wohnung, wo ihm die Magd einen Brief von seiner Braut und einen von seiner Schwester überreichte.

Freudig erbrach er den ersten, — und sank mit einem Schrei auf sein Lager.

Elise meldete ihm, ein wohlhabender Mann, ein Dr. D........, der eine ausgebreitete Praxis und sogar — — ein Reitpferd (!!!) besäße, habe sich um sie beworben; da es nun noch lange Zeit währen möchte, bevor er (Kinkel), der arme Theolog, sich eine feste Stellung geschaffen, bäte sie ihn, das Band, welches sie an ihn fessele, zu lösen.

Gottfried war vernichtet, er gedachte des Traumes am Tage seiner Verlobung, der ihn nicht belogen hatte. Noch war ein armes Jährchen nicht vorüber, und schon hatte sich die Liebe seiner Braut in Täuschung

und Falschheit verkehrt, schon ließ ihr Wort: „Es ist vorbei!“ sein glühendes Herz erstarren. Vielleicht noch ein kurzes Jahr, und man schmückte sie für den neuen Bräutigam!

Eine gräßliche Versteinerung bemächtigte sich des Unglücklichen, er konnte nicht denken und nicht weinen, sein Auge war trocken und brannte schmerzlich in den Höhlen. Ihn erfaßte die Empfindung des Traumes er schwelgte im Gefühl der Rache, er hätte den Dolch bedachtsam schleifen und in die Brust des Nebenbuhlers stoßen mögen. Vielleicht daß das siedende Herzblut des Gegners seine Eiseskälte gewärmt hätte! Und dann dachte er wieder seine Braut als das lächelnde Weib eines Andern, — ein wahnsinniger Schmerz ergriff ihn.

Allein nicht lange konnte sein heller Geist in so düstern Vorstellungen umherschweifen. Er hatte dies Weib zu sich emporziehen wollen mit aller Kraft seiner Liebe und sah sich nun verstoßen, verschmäht um den ungewissen Besitz irdischer Güter. Sein Stolz regte sich, und linde Wehmuth zog in sein Herz. „Sie war Deiner nicht werth,“ dachte er, „und dir bleibt ja die Schwinge des Genius, die dich hoch emportragen wird über dies dunkle Weh! Und wenn dereinst dein Ruhm über den Erdball fliegt, dann mag die Falsche in der eignen Brust das Strafgericht erkennen! — Wer weiß auch, ob nicht ihre Kinder nach Jahren mich aufsuchen, um meine Hülfe zu erflehn, und Dem möchte ich nicht vorschnell ausweichen.

„Sei Wohlthat dann mein Dolch — mein Liebesbrand
Mit Vatertreue sei auf sie gewandt;
Und Du erkennst vielleicht nach manchem Jahr,
Daß der, den Du verstießest, edel war!“

So beruhigten sich die Stürme seiner Brust allmälig in sanfteren Liedestönen und ließen das Gefühl der Bitterkeit und des Hasses, das zuerst in ihm auftauchte, leise verfluthen.

Da besann er sich auf den zweiten Brief, und eröffnete ihn langsam. Hatte das erste Schreiben ihn schmerzhaft erregt, so mußten ihn die Zeilen, welche er jetzt durchlas, vollends zermalmen. Mit dürrem Wort schrieb ihm seine Schwester die Nachricht von Minna's Tode, welche an gebrochenem Herzen gestorben sei.

Besinnungslos stürzte Gottfried in's Freie, und wandelte umher unter den Trümmerhaufen eines entlegenen Stadttheils. Sein Blut hatte sich in stumpfes, kaltes Blei verwandelt, er war keines Gedankens mehr fähig.

So rückte der Abend heran, und, wie es hier selten zu geschehen pflegt, ballten sich schwarze Wolkenmassen am Himmel. Unheimlich schrillte das Käuzchen durch die Nacht, und Todesgedanken zogen herauf im Herzen des Jünglings. Hinter jedem Stein, jeder Säule ließ ihn seine Phantasie eine vermummte Banditengestalt sehen, die seinem Leben auflauere. Der Tod war ihm willkommen, ohnmächtig ließ er sich auf

die glatten Basaltsteine herabsinken, und Dunkel umhüllte sein Auge.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Als er aufwachte, fand er sich auf einer einfachen Bank in einem niedrigen Hause. Ein schönes Mädchen in der Tracht einer Sennerin — es war Carneval — schaute theilnehmend in sein blasses Antlitz. Diese Umgebung that ihm wohl, er heftete seinen Blick auf das Auge der Jungfrau, — ach, es war blau! Er wollte reden, — ach, ein deutscher Gruß klang ihm entgegen! Da besann er sich auf Alles, lautweinend preßte er die Hand des Mädchens, und floh von dannen zu seiner einsamen Wohnung.

Es duldete ihn nicht länger in Italien. Einmal hier genesen, und dann in derselben Stadt gänzlich in seinen Lebenshoffnungen vernichtet, trieb es ihn fort in die Heimath. Er begab sich in den Garten des Kapitols. Die Mandelbäume hatten schon ausgeblüht, und am Pfirsich drängten bereits die grünen Blätter die rothen Blüthenflocken hinweg. Die frischen Winde von Ostia rissen immer mehr Blüthen herunter, während die Goldorangen unverändert daneben glühten, und die Citronenknospen sich am Gipfel des Baumes blicken ließen. Die Narzissen waren schon welk, aber die Veilchen sandten ihren betäubenden Duft in die Lüfte.

Es ist ein unendlicher Schmerz, solche kurze Blüthenpracht zu beschauen. Jenes starke Lenzgefühl, jenes gewaltige Naturleben des innersten Menschen nach dem

träumerisch gedankenreichen Gefühlsschlafe des Winters, Frühlingslust und -schmerz kennt nur der Norden, wo sich Frühling und Winter scheiden, wo nicht in letzteren die blühende Monatsrose einen duftlosen Lenz, die Orange einen fruchtspendenden Herbst hineinlügt.

Solcher ungewissen Zeit ging denn auch Kinkel jetzt wieder entgegen, und sollte diese Blüthen auch daheim noch einmal durchleben. Indem er aus dem Frühling floh, reiste er ihm entgegen. „Freilich werde ich im Norden die Ruinen vermissen, auf denen hier ein junges Leben erblüht,“ sprach er bei sich selbst; „sollten mir aber auch dort ein paar Lenzblumen des Liedes entsprossen, so wird es ihnen ja in meinem Herzen an Trümmern nicht fehlen, auf denen sie wurzeln können!“

Zu Anfang März ging er von Rom nach Neapel, und schiffte sich hier nach der Heimath ein. Auf der Höhe von Civita Vecchia schrieb er noch den „Abschied von Italien“,*) und langte am ersten April wieder in seiner Vaterstadt an, freilich ärmer um einen herrlichen Liebestraum, aber reich durch die Wunder des Südlands, die erst später sein Leben erhellen und herrliche Frucht treiben sollten, als sein Glück für ewig gegründet war.

*) Gedichte. S. 97.

## Fünftes Buch.

---

# Kabale und Liebe.

## Bonn.

Frühling 1838 bis Sommer 1843.

---

## 1.

„Das war ein kalter Winter, —
So sprach der Rosenstrauch, —
Ich bin in mir erstorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Schon blühen rings die Bäume
In frischer Lebenskraft: —
In meinen Stamm, ach, ziehet
Kein junger Frühlingssaft.

Muß warten lange Tage,
Bis aus der Wurzel schießt
Ein neuer Wald von Blüthen,
Den noch der Grund verschließt.

Ach, bis zu neuen Rosen
Der junge Schoß gereift:
Wie leicht, daß Windestosen
Sein Blatt schon abgestreift!

Und doch — ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind: —
So komm an's Licht zum Leben,
Mein Schoß, mein zartes Kind! — — —

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zu Lieb' und Leben
Die junge Kraft verlor.

Muß warten, schmerzlich warten,
Bis aus des Herzens Gruft
Ein frisches Frühlingsweben
Zum Licht die Keime ruft.

Schon ungeduldig hebet
Tief unten sich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch, ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Rosen bringt: —
So lang' wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglöcklein klingt!"

Den schönsten Theil von Kinkel's Leben, sein ganzes Jugendglück hatte — so meinte er — die italienische Reise beschlossen. Im Norden war der Winter grimmig kalt gewesen, und auch der Frühling zeigte sich spät und rauh. In den Kreisen der Gesellschaft drehte sich die Unterhaltung um den Streit wegen der erzbischöflichen Angelegenheit zu Köln, und die katholische Geistlichkeit nahm, um den vertriebenen

Bischof geschaart, dem Throne gegenüber eine ziemlich gefahrdrohende Stellung ein.

Gottfried war unter Schneegestöber wieder in die alte Wohnung eingekehrt, und fand, daß seine Geldangelegenheiten während seiner halbjährigen Abwesenheit möglichst schlecht waren ausgerichtet worden. Trotz der Freude, welche ihm das Wiedersehen seiner Heimath *) und die Liebe und Achtung, mit der ihn seine Freunde bewillkommneten, bereitete, faßte ihn dennoch bald genug das Elend und der ganze Jammer des nordischen Lebens. Auch bewegte die schmerzliche Trennung von seiner Braut und der fast gleichzeitig erfolgte Tod Minna's noch zu stark seine Brust, als daß sich die Stürme derselben schon hätten beschwichtigen können. Ein bitteres Gefühl tauchte in ihm auf, als er zum ersten Mal wieder dieselben Gefilde betrat, welche, einst Zeugen seiner stillen Freude, jetzt als Zeugen seines wilden Grames ewig heiter sich vor ihm hindehnten. Und dann gedachte er jener Nacht an der Leiche seines Freundes, an den Bund des Lebens und der Liebe auf dem frischen Grabe, an ein großes gebrochenes, ach, um ihn gebrochenes Mädchenherz und an sein eignes, das so still und traurig schlug. Zweifel stiegen in ihm empor an der Treue und Liebe, um schnödes Gold hatte ihn ein geliebtes Weib verstoßen, das durch die zartesten Bande mit ihm verbunden war, und nun stand er ja einsamer, als je, auf der weiten Gotteswelt. Als er sich eini-

*) Im Vaterlande. Gedichte. S. 71.

germaßen in seine neue Lage hineingelebt hatte, schrieb er bei der Nachricht von Elisens Hochzeit folgendes Andenken an diese dunkle Winterzeit in sein Tagebuch:

„Wenn ich einst alt bin, denk' ich mit Lust daran
Vielleicht, wie ich auch jung mir ein Lieb gewann.
Der Frühhauch oftmals traf mich in ihrem Arm,
Die Lippen kühlend, nächtlich vom Küssen warm;
Ich ging in die Ferne, da kam ihr ein Andrer für,
An Dem fand Mehr sie, als sie gehabt an mir: —
Denn er hatte ein Reitpferd.

Ich war ein armer Doktor der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich besessen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Aussicht doch
Ein armes Aemtlein lang' zu erharren noch: —
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldnen Medizin, —
Und er hatte ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geist umschlang sie jauchzend in buntem Spiel,
Viel' glühnde Lieder waren ihr Liebeslohn:
Doch Wagenrollen däucht' ihr ein schönrer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beschwer
Auch noch zum Wagen — merkst Du? Und freilich, Er —
Ja, er hatte ein Reitpferd.

Mein Lieb war ähnlich einem Demantenstein,
Hellauf zu leuchten braucht' es der Schleifung allein.
Sie wäre geworden Perle der Fraun zumal,
Der Welt Entzücken, wurde sie mein Gemahl: —
Bei Jenem wird sie braves und ehlich's Weib,
Hübsch fleißig schwanger pflegt sie den schönen Leib, —
Und Er hat doch ein Reitpferd."

Aus dieser bittern Stimmung in Bezug auf sein Verhältniß zu Elise H.......... riß ihn ein Brief derselben, worin sie ihn um seine Verzeihung bat, und ein reines, freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden hergestellt wünschte. Kinkel antwortete ihr in der edelsten Weise. „Ich hätte Nichts hinzuzufügen," schloß er, „wenn mich nicht Dein letzter Brief aufforderte, Dir meine Vergebung auch jetzt noch einmal mit meinem vollen Manneswort zuzusichern, obwohl Du meinst, mich mehr gekränkt zu haben, als ich Dir je vergessen könne. Zwar — warum soll ich Das läugnen, wie bittern Gruß Deine letzten Briefe mir in der wiedererreichten Heimath gebracht haben? Doch Du nimmst sie zurück und ich bin noch nicht so erstarrt, daß ich nicht fühlen sollte, es wehe wirklich in dem allerletzten Briefe ein ganz andrer Geist, als in den vorhergehenden. Möge, was Du hier mit Worten wenigstens bekennst, auch in Deinem Herzen Dir zur Ueberzeugung werden! — — Ich selbst aber — Du bittest mich darum, sonst würde ich schweigen — ich selbst bin ruhig und klar, leiblich wohler, als je. Ja freilich, mein früheres Feuer ist erloschen, aber ein unauslöschliches Feuer flammt nun in meiner Brust, dessen zündender Funke keines sterblichen Weibes Liebe, kein vergänglicher Jugendmuth, keine leidenschaftliche Thatkraft ist, sondern einem viel höher gelegenen Gluthheerde entsprüht. Was ein Mann an seiner Jugendliebe verliert, das rechnet kein Rechenmeister aus; was aber

ein Mann gewinnen kann in der allerhöchsten Trübsal, das ist auch eine unendliche Zahl."

Ohne Haß und Groll lernte Kinkel von nun an seiner verlorenen Braut gedenken, und hoffte bei angestrengter Arbeit seinen Schmerz mit der Zeit zu überwinden.

In diesem Gefühl entstand jenes Gedicht, das wir zu Anfang dieses Abschnittes mitgetheilt haben, und das seine damalige Gemüthslage am Besten ausdrückt. Als er jetzt das Resultat seines bisherigen Lebens zog, erwachte lebhaft die Erinnerung an Elise Zeller, der einst sein Herz im schönen Jugendlenz so freudig entgegenschlug; aber Paul hatte ihm ja bereits vor drei Jahren ihre Verlobung mitgetheilt, und so winkte ihm auch hier nur die Palme der Entsagung und ein kühlendes Cypressenreis der Erinnerung, das sein Gedächtniß frisch und grün zu erhalten suchte.

An Freunden waren ihm wenige zurückgeblieben. Am Liebsten verkehrte er mit den Privatdocenten Sommer und Krafft und der Familie seines Freundes Wilhelm Bögehold, die zu Mülheim am Rhein wohnte. Hugo Dünweg hatte ihn bald nach seiner Rückkehr aus Italien besucht, und ihn aufgefordert, den „Prexaspes" oder das in Berlin begonnene Epos „des Kreuzes Triumph" zu vollenden. Träten einmal in Gottfrieds Leben statt des bisherigen Unglücks freudigere, mindestens sorglosere Zeiten ein, so hoffte er bei seinem jetzigen Leben und Studium glücklich werden zu können. In täglicher Erhebung seiner Seele zu

Gott, strenger Haltung und Pflege des Leibes, endlich in geregelter Mäßigung des Arbeitens glaubte er die Quelle der rechten sommerlich warmen Klarheit des Gemüthes gefunden zu haben, und war zugleich fest entschlossen, jede sich ihm darbietende Pfarrstelle anzunehmen, um in stiller Zurückgezogenheit den verlorenen Frieden seines Herzens wiederzugewinnen. Sein Tagebuch gedachte er emsig fortzuführen; denn ohne ängstlich zu journalisiren, wollte er doch seinem Mannesalter den Genuß nicht rauben, klar die Pfade zu erkennen, auf denen der Jüngling, ach so mühsam! emporgeklommen war. Ruhig wollte er sich fortentwickeln, emsig suchend Basis, Breite, Erudition zu erlangen und etwanige Lücken leise auszufüllen, um nach höchstens zwei Jahren mit Ehren auf ein Katheder für historische Theologie treten zu können. Gleichzeitig wollte er ein begonnenes Werk über die „Geschichte des Heidenthums in politischer, religiöser und sittlicher Hinsicht während der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung" fortsetzen, um durch diese Arbeit seinen literarischen Ruf zu begründen und nicht minder seinen Finanzverhältnissen mächtig unter die Arme zu greifen. —

Außer Simrock hielten sich damals mehre jüngere Dichter in Bonn auf, unter diesen Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller. Bei solchen Räthen konnte auch Kinkels Poesie nicht leicht rathlos bleiben. Matzerath freilich versank schon damals ganz in Nachahmung fremder Dichtungen und ließ ein bedeutendes

Talent schmerzlich zu Grunde gehen; Freiligrath dagegen bewährte sich und schien nicht wieder sinken zu wollen, und Müller hatte durch seine „jungen Lieder" die gegründetsten Erwartungen wachgerufen, — freilich ohne dieselben später befriedigt zu haben. Kinkel spann mit allen diesen Poeten einen dem „Rheinischen Odeon" verderblichen Plan; man wollte nämlich Simrock und Freiligrath znr Herausgabe eines neuen Musenalmanaches zusammenketten, in dem die ganze rheinische Poesie ihre Vertretung finden sollte. In dieser friedlichen Umgebung gewann auch Gottfried einen Abglanz der inneren Ruhe wieder. So spiegelt sich die Schönheit des Himmels nicht so gern im brausenden Strome, als in der weiten, friedlich blauen See, die in sich geschlossen, unbewegt und doch nicht todt, unergründlich tief, bunt im Farbenspiel erglänzt, und doch —

„Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'."

## 2.

„Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendsonnenschein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebenslust und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerschaar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut' der beste war.

Und Was mich so mit Lust durchdrungen,
So wild gemacht, Was mocht' es sein? —
Manch' Liedchen hatte mir gesungen
Des Pfarrers schelmisch Töchterlein,
Sie mochte gern vom Weine nippen,
Und wenn Gelegenheit sich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich wohl auch ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt ich mich entrissen
Der liebevollen Gegenwart. —
Von lautem Becher scheiden müssen
Und rothem Mund ist immer hart: —
Da standst Du drunten in dem Thale,
Mich zu empfangen kamst Du her;
Da war für mich mit Einem Male
All' die vergangne Lust nicht mehr.

Es spielte auf des Haares Bräune
Der Abendsonne klares Gold,
Es glommen in dem rothen Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold;
Stillselig ernst und freundlich milde,
Vollkommne Jungfrau standst Du da,
Wie sonst auf einem frommen Bilde
Ich Heil'ge wohl bewundernd sah.

Es ebnete Dein stiller Friede
Den Lebenssturm in meiner Brust,
Ich ward so weich und lebensmüde
Und doch im Innern voll von Lust.
Wie einst ich in der Mutter Arme
Geruht, ein stilles frommes Kind,
So schlief mein Geist, von Lust und Harme
Befreit, in Dir so fromm und lind."

Wie uns dies Gedicht lehrt, legte eine neue Liebe ihre sanften Schwingen um Gottfrieds sturmbewegtes Herz. Bögehold hatte in diesen Tagen seine Verlobung mit Fräulein Kinkel erklärt, und Johanna, die sich jetzt noch zudringlicher, als je, in die Herzensangelegenheiten ihres Bruders einmischte, wünschte aus mancherlei Gründen und Familienrücksichten, die der Welt lieber verschwiegen bleiben, daß Gottfried nun wechselsweis wieder die Schwester ihres Bräutigams, Fräulein Sophie Bögehold, heimführen möge. Mit geschickter Hand dachte sie dies Verhältniß zu knüpfen, ohne daß ihr Bruder oder die Jungfrau ahnten, wie bewußt ein fremdes Weib alle Fäden dieses Verhältnisses unbemerkt zu lenken und zu knüpfen verstand.

Aeußere Umstände begünstigten diesen Plan in der wunderbarsten Weise. Kinkel, dessen schmerzzerrissene Seele vergeblich nach einer Beruhigung ihrer Leidenschaften rang, mußte sich nothwendig zu einem sanften und frommen liebeverlangenden Mädchen hingezogen fühlen, das, wie Fräulein Sophie, den herzlichsten Antheil an ihm selbst und den Verhältnissen seines Hauses nahm, und Johanna wußte es stets so zu leiten, daß die Beiden im Gespräch ihre Gefühle gegen einander austauschten. Häufige Ausflüge in die Ahr, das Siebengebirge und nach Oberkassel wurden verabredet und ausgeführt, und selten verging ein solcher Tag, ohne daß Gottfried und Sophie sich, wie zufällig, allein sahen und sich wesentlich näher traten. Letztere war ein liebes, schuldloses Mädchen, das zwar auf hohe Geistesbildung keinen Anspruch machen konnte, aber ganz dazu geschaffen erschien, um das wilde, fieberisch aufgeregte Wesen ihres neuen Freundes in sanfter Harmonie zum Einklang zurückzuführen. Gottfried sagt von ihr:

„Ruhig führt Dich Der zum Ziele,
Der die Menschenloose lenkt,
Deine Bahn in leichtem Spiele
Gehst Du harmlos, ungekränkt;
Immer klar und unbezwungen
Von dem Schmerz und Todeskrampf,
Hast Du Mehr am End' errungen
Ohne Streit, als wir im Kampf.“

Diese Schilderung giebt uns das klarste Bild von dem Wesen Sophiens; ihr stilles, frommes Herz

war nicht gewohnt, auch wohl nicht fähig, den größten Schmerz der Erde zu fassen und durchzukämpfen, mächtige Zweifel hatten niemals ihre Brust durchtobt, sie war ein heller, klarer Spiegel einer in sich selbst beseligten Ruhe, und schmerzhaft war ihr nur das entzweite, gramzerwühlte Wesen ihres Freundes, das sie in weicher Milde auflös'te, ohne es eigentlich gekannt und durchdacht zu haben. Auf die zarteste Weise warb Kinkel um ihre Hand, die ihm freudig von den beglückten Eltern zugesagt ward, sobald er sich erst eine sichere Stellung erworben hätte, und seine Braut als Professor oder Besitzer einer stillen Pfarrerwohnung heimführen könnte:

„Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nur nach einer weißen Hand.
Die zarten, lieben bleichen Wangen,
Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondschein des Augs aus dunklen Schlangen
Der Locken — alles Das ist Tand: —
Das alles reizt nicht mein Verlangen,
Allein die kleine, weiße Hand.

Die Hand ist wärmster Liebe Zeichen,
So marmorweiß und marmorkühl;
Nichts ist der Wonne zu vergleichen,
Wenn mit dem wärmsten Gluthgefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
Zu röthen sie mit Kusses Brand: —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
Nach dir, du kühle, weiße Hand.

Mein Herz ist wild — o daß sie's hegte
In ihrer Hand mit Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß sie legte
Die Hand darauf, sie würde kalt!
Ich bin von Wirren rings umfangen,
Allwärts von Schmerzen wundgebrannt: —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nach dem Druck der weißen Hand.

O fürchte Nichts, nicht mag ich rauben,
Was ich nicht ewig halten will;
Gieb kühn die Hand, Du darfst mir glauben:
Tief ist mein Lieben, fest und still.
Gieb ohne Sorgen sie und Bangen
Als treuer Himmelsliebe Pfand: —
Das Eine nur ist mein Verlangen,
O gieb sie mir — die weiße Hand!"

Sophie sollte für's Erste zu ihren Eltern nach Mülheim zurückkehren, nachdem sie eine Zeitlang bei Kinkel's Schwester zum Besuch verweilt hatte. Gottfried aber erhielt gerade am Tage, als die Einwilligung der Eltern zu dem Bündniß mit Sophien eintraf, einen Brief von seinem Jugendfreunde Paul, worin Dieser ihm mittheilte, daß die Hand seiner Schwester freigeworden, indem sie das Band, welches sie einem Fremden verknüpfte, gelöst habe. Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zugleich einige Zeilen von Elisens Hand empfing, welche ihn nicht zweifeln ließen, daß jenes Mädchen noch mit der alten Liebe an ihm festhing, ja daß diese Liebe vielleicht die heimliche



Triebfeder zu dem Bruche mit ihrem Verlobten gewesen war. Und gerade jetzt hatte Kinkel sich auf ewig gebunden!

Schmerzlich berührt, aber doch glücklich im Gedanken an seine neue Liebe und Gott dankend, daß er ihn der Wahl überhoben, ging er im Sonnenbrande auf den Kreuzberg, ohne doch vollen Trost und Erhebung zu finden. Ein nothwendiger Gang trieb ihn Nachmittags nach Oberkassel zu seinem Freunde Sartorius und versöhnend klang der Spruch in sein Herz: „Das Finden und Erjagen ist für das Himmelreich.“ Ueberhaupt spielte das religiöse Element eine große Rolle in dieser neuen Liebe; während die Gluth der Schmerzen sein wildes und leidenschaftliches Wesen geläutert und zu einer segensvollen Kraft umgeschaffen hatte, lohte im Herzen seiner Braut nur die reine Flamme des Gebetes, die all sein Leid in frommen Schlaf zu singen wußte. Als er nun Abends mit einer Gesellschaft fröhlicher Studenten nach Bonn zurückfuhr und muntre Liedesweisen in die stille Nacht hinausklangen: da goß die laue Sommerluft und der hinter den Bergen auflachende Vollmond auch in sein Herz den stillen Frieden der Natur, und fröhlich dichtete er am andern Morgen beim Erwachen das Lied:

## Von der süßen Liebe.

„Der junge Morgen leuchtet in's Gemach,
Die starke Sonne führet ihrer Strahlen
Hellspielend Heer zum Kampfe mit den Nebeln,
Und schon entscheidet sich des Streites Wage;

Die Sonne ringt verbündet mit dem Hauche,
Der kühl von Osten durch die Thäler streicht,
Den herrlich blausten Tag den Wolken ab.

Mir ist so froh, so wohl und ätherklar,
Vollpulsend grüßt das Herz Genuß und Arbeit
Des jungen Tages, wie's die Stunde bringt.
Doch eh' in Ebb' und Fluth bewegten Lebens
Und raschern Denkens meine Kraft ich stürze,
Fliegt leicht mein Geist empor in blaue Luft,
Und heftet hoch sich auf des Berges Zinne,
Von wo sich aufthut weit und schön der Blick
Nach Deiner Heimath, meine süße Liebe!

Wie ganz ein Andrer bin ich doch geworden —
Mein wilder Geist, ich kenne Dich nicht mehr!
Maaßlos vorzeit in aller Dinge Kreis
Brach ungestüm Dein Muth; mit Zorne fast
Erobertest Du, weit und weiter dringend, —
Ein Alexander in dem Perserreich
Der Wissenschaft — unendliches Gebiet;
Doch selber glücklos, denn es spornte Dich
Zum heißen Kampf ein quälend Schmerzgefühl
Im tiefsten Busen — Sehnsucht war's nach Liebe!
Prometheus gleich des Wissens Reich beherrschend,
Lagst Du gefesselt selber an Dich selbst,
An Deines eignen Wesens Kaukasus,
Noch nicht in Liebe frei!

Man sagt, daß Löwen in den gelben Wüsten,
Die des Aequators Sonnengluth verbrennt,
Tiefwühlend rothe Goldesklumpen scharren
Zum Tageslicht; — das ist das schönste Gold,
Gediegen, massig wächst es aus der Erde;

Zwar jenen nutzlos, — dennoch kämpfen sie
Mit wildem Grimme um das eitle Spielzeug.
Dem gleich ich mich! Ich rang im dunklen Schacht
Mit Blut und Schweiß, auch in Gefahren oft,
Von gift'gen Schwaden Irrthums krank umhaucht,
Oft der Verzweiflung Abgrund vor mir schauend,
Um's reine Gold der Wissenschaft, und fand es —
Doch nutzlos mir; denn recht es zu gebrauchen,
In Münz' es prägend, aller Welt zu Nutz,
In künstliche Gefäße es zu bilden,
Daran des Schau'nden Seele sich erfreue,
Verstand ich nicht: — nun hat es mich gelehrt
Die süße, süße Liebe!

Von einem Bergmann geht die alte Kunde,
Der brach zu einer Höhle sich die Bahn,
Die ihm des Felsens dumpfer Ton verrieth.
Er trat hinein, da faßt ein scharfer Zugwind
Sein Grubenlicht, die trübe Flamm' erlosch.
Doch nun erst leuchteten im Innern prächtig
Von eignem Glanz die edelsten Gesteine,
Und oben von der Decke strömte Licht
Gluthroth und flammend in den Raum herab;
Da hing, von eignem Feuer seligtrunken,
Hoch der Karfunkel, und er lockte selbst
Den Bergmann, ihn zu brechen vom Gestein.
So leuchtet' er sich wieder aus der Gruft
Zum frischen Sonnentag. —

Das ist die Liebe,
Die mir, dem tief in Schätzewuth Versunknen,
Mit unerhörtem Licht in's Auge brach,
Und rothen Scheins die Finsterniß durchfluthend

In warmen Zauberschimmer Alles stellt,
Und mich zurückführt zu des Tages Helle.
Denn wie der Edelstein, des Lichtes Sohn,
Auf's Menschenaug', das lichtbedürftige,
Geheime Macht übt, und es an sich reißt,
So machte sie mich von mir selber los,
Mit süßem Brand durchlohte sie mein Wesen,
In ihren Gluthen schmolz mein sprödes Erz,
Und meines Hasses Schlacke ward getilgt.
Rings auf die Welt ist Rosenschein gehaucht,
Die Erde liegt, wie an dem ersten Morgen,
Da sie als Ball des Schöpfers Hand geschleudert,
In Unschuldsmorgenroth — ich muß sie lieben!
So mild und freundlich nun, wie nie zuvor,
Schlägt mir des Herzens jugendstarker Puls,
Jetzt bin ich Sieger erst in jedem Kampfe,
Denn mit derselben Macht schlag' ich den Feind,
Die mich bezwang, — nicht mehr mit Eifers Gluth,
Nein, mit der süßen Liebe!

Was ich besitze von gediegnem Gold,
An Weisheit, Lehre, Wissen vielgestaltig: —
Jetzt dient es mir, da es mir nicht mehr dient,
Da ich die todten, kalten Massen trenne,
Und in die Welt zum Segen lasse rollen.
O schnöd gehäufte Schätze des Erkennens,
Was sollt ihr mir, wenn ihr nicht Andern dient? —
Jedwedem, Was ihm frommt, dem Einen Rath,
Dem Andern Lehre, ernstliche Ermahnung,
Zerschlagnen Herzen Trost und bangen Stärke,
Der jungen Pflanze regelrechte Zucht
Mit vollen Händen hinzustreun — Das lehrt
Allein die süße Liebe!

So nimm mich hin! dein Eigen bin ich ganz,
Laß von den Lippen trauten Kuß mir rinnen,
Umleuchte mich mit Deines Auges Glanz.
Und wende all mein Streben fromm nach Innen,
Laß ruhn mich nach des Lebens wildem Tanz
In Deiner Seele ahnungsvollen Minnen, —
Beschwichtigt hat des Hasses grimme Triebe
Und alles Weh die süße, süße Liebe!"

## 3.

Zu Mitte August des Jahres zog Kinkel nach Siegburg, um auf sechs Wochen für seinen Freund Müller das Pastorat des Irrenhauses und der evangelischen Gemeinde des Städtchens zu verwalten. Sein Leben daselbst war, wie nach den Erregungen der letzten Zeit begreiflich, sehr stille; leidenschaftslos, aber glücklich; besonnen und zu geistiger Anspannung wenig aufgelegt. Der Aufenthalt in Italien wirkte nachhaltig auf seinen Geist, die Lectüre der Alten erfüllte ihn mit plastischer Ruhe, und die Krankheitsgeschichte der Irren, welche ihm von dem evangelischen Arzte Jakobi und dem katholischen Arzte Schornstein freundlich mitgetheilt wurde, beschäftigte sein Nachdenken und ward gewissenhaft in sein Tagebuch eingetragen. Am letzten des folgenden Monats reiste er nach Coblenz, um sein Staatsexamen zu nehmen, und brachte mehre Tage des Novembers bei der Familie seiner Braut in Mülheim zu, deren Bruder sich um diese Zeit mit Fräulein Kinkel vermählte.

In jener Periode bildete sich zu Bonn ein Verein von Privatdocenten, der sich nach einer Pflanze Chamöcia nannte, und namentlich durch Dr. Vogel begründet war. Außer diesem, Lersch, Sommer und Budde schloß sich auch Kinkel dieser neuen Verbindung kräftig an, aus welcher das energische Zusammenhalten der jüngeren Universitätslehrer gegen die Uebergriffe der älteren Professoren erwuchs. Sie kamen wöchentlich einmal auf ihren respectiven Stuben zusammen, und brachten bei Wein und geselligem Gespräch fröhlich den Abend zu. Jeder hatte zugleich die Pflicht, aus seiner Wissenschaft das Anziehendste und Neueste vorzutragen. Kinkeln nahm Sommer die Theologie vorweg, und so erklärte der Erstere, seine Wissenschaft sei das Weintrinken, er wolle ihnen ein Abriß der „Oinologie" vortragen. In Einem Tage und Einer Nacht schrieb er darauf ein Gedicht unter diesem Titel, das eine lange, mit allerlei kurzweiligen Witzen gespickte theoretische Einleitung besaß; dann folgte als Hauptheil die Geschichte des Weines. Jene, nachdem sie einen heitern Abend gemacht hatte, strich er fort, und schliff die andere Hälfte etwas zurecht. Dies ist das Gedicht, welches sich jetzt unter dem Titel „die Weine"*) in seiner Sammlung befindet. — Unter den übrigen Gedichten jenes Zeitabschnittes erwähnen wir noch „Dorothea"**) und Sonntagsstille.***)

*) Gedichte. S. 151.
**) Gedichte. S. 16.
***) Gedichte. S. 138.

Im Frühling des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, das auf Kinkel's Leben einen entscheidenden Einfluß ausübte. Johanna Mockel, die seit mehreren Jahren geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieux in Köln, kehrte, nach einer über dreijährigen Abwesenheit von Hause, zu ihren Eltern nach Bonn zurück. In Berlin hatte sie sich zu ihrer Ausbildung in den höchsten Kreisen der Residenz bewegt, und war namentlich in den Zirkeln der ewig-jungen Bettina von Arnim angeweht worden von jenem Hauche hellenischer Lebenslust, den dieser Verkehr über Alle ausströmte, welche an demselben theilnahmen. Die Züge Johanna's fesselten nicht durch Schönheit, aber aus dem geistreichen, tiefeindringenden blauen Auge, dessen Blick schwer zu ertragen war, strahlte ein hoher und mächtiger Geist; die edle Stirn umschloß ein Meer der gewaltigsten Gedanken und das glühende Herz barg einen Schatz von bezaubernden Gefühlen, den noch Niemand zu heben vermocht hatte. Ihre Gestalt war vielleicht eher unbedeutend als erhaben zu nennen; allein wenn der Strom der Begeisterung sie ergriff und sie die ganze Fülle ihres großartigen Wesens frei ergießen durfte, dann leuchtete ihr rasches Auge im hellsten Brande und ihre Gestalt wuchs vor den Augen des Zuhörenden scheinbar zu einer schwindelnden Höhe empor, als müßte man die Umrisse ihrer Form im nächsten Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Dann aber lächelte sie wieder sanft, und man fühlte, daß dies hohe Weib ganz der schönen

Erde angehöre, daß Einem die Offenbarung der reinsten Natur aus ihrem wunderbaren Zauberwesen so altbekannt und doch wieder so täglich neu und hinreißend entgegenträte. Ihre heitern Gesichtszüge waren scharf ausgeprägt, ohne doch jemals wie auf den Bildern der Byzantinischen Heiligen starr oder unbeweglich fest eingeschnitten zu erscheinen, aber die Unerschrockenheit und männliche Festigkeit des Charakters leuchtete hell aus diesen gedrungenen Formen hervor, die, wie ein Bild aus antikem Marmor, sich dem Auge leicht und gefällig, dem Gedächtniß mühelos einprägten. Nichts Todtes lag in ihrem Wesen, sie war ganz Seele, wenn sie sich dem Gespräche hingab, oder wenn sie der Musik, der sie leidenschaftlich ergeben war, nachhing und ein klangvolles Lied ihrer Brust entströmen ließ, während sie sich selbst auf ihrem Flügel begleitete. In Berlin hatte sie ihr Talent noch vielseitiger ausgebildet und, angelockt von ihrem Rufe und den Empfehlungen Mendelssohns und der ausgezeichnetsten Meister, strömte ihr eine Schaar begeisterter Schülerinnen aus Deutschland und namentlich aus England zu, um ihren Unterricht zu genießen, dessen Methode nah und fern die lebhafteste Anerkennung fand.

Und doch war Johanna nicht glücklich. Das nun rechtskräftig gelöste Mißverhältniß ihrer Ehe hatte einen bleibenden Stachel zurückgelassen, und die Einsamkeit, in welcher sie ihre Jugend durchschwärmt hatte, das unbefriedigte Sehnen nach einer großen und herr-

lichen Liebe verbreitete oft eine düstre Melancholie um ihre sonst heitere und hellenische Lebensanschauung. In der starren Geistesfessel eines orthodoxen Katholicismus erzogen, gehörte sie zwar noch äußerlich dieser Kirche an, ohne doch jene veralteten Satzungen, jene fabelhaften Mysterien noch inbrünstig glauben oder gar in ihnen Trost finden zu können für die kalte und sternlose Nacht ihres Lebens. All ihr Sinnen strebte einem höheren Evangelium zu: dem Evangelium der Liebe, ohne daß sie sich Rechenschaft zu geben wußte von den dunklen Gewalten, welche in der geheimnißvollen Werkstatt ihres Herzens ein neues Dasein erschaffen wollten.

Das innere Bedürfniß, den Schmerz ihrer Einsamkeit zu objectiviren, gepaart mit einer tiefharmonischen Bildung, erweckte in ihr den Versuch, durch das Lied ihrer Sehnsucht eine festere Gestalt zu geben, und so ward Johanna zur Dichterin — wie es vielleicht den Meisten gehen mag: durch die Noth, durch das Elend ihres sich innerlich abjagenden Lebens. Kunstlos, aber wahr sprach sie ihr Leid in naturwahren Tönen aus, die sie dann wohl auf dem Pianoforte accompagnirte und in die Stille der Nacht hinaussang. Folgende Strophen bezeichnen die trostlose Stimmung, welcher sie damals oft unterlag:

„Gespielen, die Ihr mich zu trösten kommt:
Was Euren Schmerz geheilt, mir wenig frommt!
Und bin ich krank, so lasset mich allein, —
Nicht Lust, nicht Weh hab' ich mit Euch gemein.

Einst, geschmückt mit Bändern und Kranz,
Zogen wir aus zum Reigentanz.
Ihr lächeltet — lautaufjauchzte mein Sinn!
Ihr wandeltet — ich flog stürmisch dahin!

Wie Ihr waret in Jubel und Freud'
Langsam und kalt:
So hatt' über Euch Herzeleid
Keine Gewalt.

Mich Raschfühlende hat nun getroffen
Das Weh so kalt wie Eis,
Wie Gluthen bald so heiß: —
Da mögt Heilung Ihr nimmermehr hoffen.

Dies war die Frau, welche von nun an mächtig in Kinkel's Entwicklung eingreifen, ihn über sein innerstes Wesen klarmachen und den Keim des Liedes, welcher in seiner Brust ruhte, zur herrlichsten Blüthe des Gesanges entfalten sollte. Er sah sie zum ersten Mal wieder in einer großen Gesellschaft des sogenannten Bonner „Salons," wo er unter den gewöhnlichen Tanzdamen, den Nöggerath's, Salomon's u. s. w. nimmer geglaubt hätte, den neuen Stern seines Lebens zu finden. Johanna Mockel sang eben ein muntres Lied, als Gottfried eintrat. Eine dunkle Röthe überflog seine Wangen, als er sie so am Flügel sitzen sah, und er sprach halblaut die Worte: „Ja das ist sie, das sind noch dieselben Augen!" Als Kind hatte er sie bisweilen gesehen, und zum letzten Mal in Oberkassel,

als er noch ein Knabe war. Da stand sie mit seiner Schwester auf dem kleinen Pavillon, und schaute in das schimmernde Abendgold der untergehenden Sonne, die fern über der Kuppe des Kreuzberges verschwand. Damals wagte er nicht sie anzureden, er verbarg sich hinter einem Baume, und sah sie dann unter den Weiden des flachen Rheinufers verschwinden. Dies Bild tauchte jetzt wieder farbenhell in seiner jungen Seele empor, und mit hingebender Lust sog er den süßen Ton ihres Liedes in sein Herz. Lauter Beifall beschloß ihr Spiel, sie aber trat wehmüthig lächelnd in den Hintergrund des Saales und stützte ihren Arm auf die Lehne eines Stuhles, Gottfried einen freundlichen Gruß der Bewillkommnung zusendend, von dessen Talenten sie manches Rühmende gehört hatte.

Johanna's Stimme war starktönend, aber rauh und scharf, und berüchtigt bei denen, die nur die Musik im Ohr und nicht in der Seele empfinden. Auch hier hatte die Natur ihr Alles versagt. Sie rang mit dieser widerstrebenden Stimme ihre Gefühle auszudrücken, und hatte — sonderbar genug — geistvolle Menschen oft bis zu Thränen gerührt. Sie sang, künstlerisch betrachtet, ausgezeichnet schön; sie konnte vom Höchsttragischen bis zum Weichsten und wieder zum Komischen Alles im Gesang ausdrücken, und man vergaß bei diesem vollendeten Vortrag, daß das Mittel, die Stimme, eigentlich schlecht war.

Der Zufall führte es, daß der junge Privatdocent bei Tische den Platz an Johanna's Seite erhielt. Er

hatte vorhin nicht in das rauschende Lob eingestimmt, das ihr die Gesellschaft in reichlichem und erstickendem Maaße gespendet; aber jetzt, wo er unbelauscht neben ihr saß, dankte er ihr herzlich für ihren meisterhaften Gesang, ihr vollendetes Spiel, das in seiner Seele tausend Erinnerungen der Kindheit wachgerufen hatte. Es müsse ein herrliches Gefühl sein, meinte er, so von Allen bewundert auf der Schwinge des Genius durch die fröhliche Welt zu schweben.

„Das glauben Sie,“ versetzte Johanna bewegt. „Ich höre, Sie haben ein schönes Talent zur Poesie, vielleicht wird man Ihnen dann auch Weihrauch streuen, und der wird Ihnen wie ein kalter Herbstnebel auf die Brust fallen. Dann möchte ich sie wiedersehen — gerade in einer solchen Stunde, in der Sie mich in meiner Heimath begrüßen, in einer Stunde, wo Alles von der Gluth Ihrer Dichtung bezaubert ward, — und dann will ich Sie fragen, ob Sie glücklich sind, wenn Sie nicht . . . . . . . . . .“

„Wenn ich nicht . . . . .?“ fragte Gottfried die Stockende.

„Ich will lieber mit Einem Blick des Verständnisses angesehen, als tausend Mal bewundert werden,“ fuhr Johanna leicht erröthend fort. „Alle diese Menschen möchten für Liebhaber und Beschützer der Kunst gelten, aber ich glaube nicht, daß ein Einziger das Tonbild versteht, das ihnen mein Spiel oder mein Gesang vor die Seele führen will.“

Gottfried empfand die Wahrheit ihrer Worte, und schwieg. Ihr unruhiger Geist ging bald zu andern Dingen über und sprühte wie ein brillantes Feuerwerk in tausend Scherzen und unschuldigen Neckereien. Sie hatte ihn kürzlich predigen gehört über das Heimweh des Christen und gedacht, wie sehr der schöne Jüngling der Welt müsse entsagt haben, der auch in ihr eine leise Sehnsucht nach dem harmlosen Kindesschlummer erregt hatte, mit dem sie einst der verlorene Klang des Glaubens umfing.

Gottfried war bezaubert von der Naivität und Natürlichkeit, welche sich in all' ihren Aeußerungen und Bewegungen kundgab. Zugleich fühlte er aus manchem Wort, das flüchtig und ohne tieferen Bezug hingeworfen schien, daß Frau Mockel nicht glücklich sei, und er hoffte bei seiner warmen Begeisterung für den Glauben der Erlösung durch Jesum Christum, auch diese trauernde Menschenseele dem lichten Gottesreiche wiederzugewinnen und sie mit ihrem Heilande zu versöhnen. Seine volle Jugendkraft und all sein Leben gehörte ja dem Herrn, und er bat diesen, als er spät aus der Gesellschaft heimgekehrt war, um seinen Vatersegen zu dem Werke, das er im Dienste des Allmächtigen beginnen wollte.

## 4.

Von Jetzt an bereitete sich in Kinkel eine großartige Umwandlung vor. Sein Leben ward reich an den manchfaltigsten Erregungen; die Woge der Gesellschaft begann ihn zu tragen, und es ging ihm wie dem jungen Schwimmer: erst ward es ihm schwer das neue Element zu bezwingen, dann aber machte er die schnellsten Fortschritte. Bisweilen ward es ihm wunderbar zu Muth, wenn er an die rasche Fahrt auf der ebnen Spiegelfläche gedachte; allein unruhig fühlte er sich nicht, weil Alles auf ein großes Schicksal hindeutete *), dessen er gewärtig sein mußte. Und wenn die See zu hoch ging, dann ließ er Abends die Sturzwellen seines geistigen Lebens in den stillen Betrachtungen seines Tagebuches ebben, und konnte fröhlich der Zukunft entgegenblicken.

---

*) „Es kam das Schicksal: aber als Liebe kam's,
Und dann als Welthaß: aber im wilden Streit
Entsprang aus Gährung mild Gestaltung,
Mächtig entquoll mir der Strom der Dichtung.
(Tagebuch vom 18. März 1841.)

Den Plan, eine zurückgezogene Pfarrstelle anzunehmen, gab Kinkel auf, indem er zuerst das ihm angetragene Pastorat zu Flamersheim und bald darauf ein zweites ausschlug. Das erstere erhielt Krafft, und die durch seinen Abgang erledigte Religionslehrerstelle in den unteren und bald nachher auch in den oberen Schulklassen am Bonner Gymnasium ward Kinkel zu Theil. Gleichzeitig verwaltete er seit mehren Jahren die Religionsstunden im Institut der Madame Thormann, in deren Hause er bereits 1834 als Student Unterricht ertheilt hatte. Zu dieser Familie stand er in der innigsten Beziehung, und traf jetzt zuweilen auch dort mit der Frau Mockel zusammen, die wegen ihres musikalischen Talentes und ihrer geistreichen Unterhaltung in jeden gesellschaftlichen Verkehr hineingezogen ward. Sowohl im Thormann'schen, wie im Ritschl-Naumann'schen Kreise las man unter Gottfried's Mitwirkung häufig Schauspiele mit vertheilten Rollen, und Letzterer trug nicht selten eigne oder fremde Gedichte mit der edelsten Deklamation und dem belohnendsten Beifalle vor.

Freilich äußerte sich unter den älteren Professoren schon damals namentlich Sack ungünstig über die Betheiligung des jungen Theologen an den Lockungen der Gesellschaft; aber Kinkel strebte sie mit Gott an Pflichttreue noch zu überbieten und ließ sich jenen grundlosen Tadel zur Warnung gereichen, wenn einst auch s e i n e Zeit käme, junge Leute zu protegiren. Vielleicht mochte es nicht weltklug erscheinen, daß der ehrliche

Privatdocent manche irrige und falsche Ansicht seiner berühmten Collegen wissenschaftlich angriff und zu widerlegen suchte; allein die Theilnahme, welche die Studenten zahlreich seinen Vorlesungen zuwandten, bewies das Geistvolle und Wahre seines Vortrages, und schon 1836, als Krafft und Bögehold ihm, durch eine Aeußerung älterer Professoren veranlaßt, die Offenheit seiner Kritik vorwarfen, hatte er ihnen in einem Sonett seine Rechtfertigung entgegengehalten:

### Nur die Wahrheit!

„Ihr tadelt mich, Ihr Meister, unbescheiden,
Weil ich Euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei Euch sage,
Weil meine Rede stählern ist, nicht seiden.

Ihr tadelt mich, und ich? — ich muß es leiden,
Ich kann mein Wort nicht wägen auf der Wage;
Drum ob Euch auch mein ehrlich Wesen plage:
Ich will und kann die Weise nicht vermeiden!

Das aber wünsch' ich, — und Ihr müßt es loben —
Daß mir auch einst, wie Euch von mir geschehen,
Die Jüngern Wahrheit sagen ohne Schonung.

Da mag sich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt Ihr meine Demuth doch ersehen, —
Nennt's Strafe Ihr: — ich nenn es kühn Belohnung!“

Im Laufe des Jahres 1840 erhielt Kinkel ebenfalls die Anstellung als Hülfskandidat der evangelischen Gemeinde zu Köln, wohin er jeden Sonntagmorgen hinüberfuhr, um zu predigen. Schon zu dieser Frist erhoben sich mancherlei Verläumdungen gegen ihn. Die Gebildeten waren von der rhetorischen Fülle und dem gediegenen Inhalt seiner Predigten, die stets in der kunstschönsten Form an das Ohr des Hörers gelangten, entzückt; allein die älteren Prediger sahen es ungern, daß Alles zu dem neuen Hülfsprediger hinströmte, während ihre Kirchen leer standen. Da man die religiösen Ansichten Kinkel's nicht zu verdächtigen wagte, weil es wesentlich dieselben waren, zu denen man sich selbst bekannte, griff man mindestens den Umstand an, daß sie das Moralische und Sittliche der christlichen Lehre zu ausschließlich auf das moderne Leben praktisch anwendeten, und das rein Dogmatische mehr aus dem Spiel ließen. Auch tadelten Kinkels Amtsbrüder, daß sich Dieser zu wenig bemühe, die Person Christi im göttlichen und überirdischen Lichte zu zeichnen, sondern statt dessen mehr die Worte und Handlungsweise desselben erläutere und beurtheile. Obgleich Kinkel's Predigten sich gerade durch Popularität auszeichneten*), wagten doch Viele, ihm

*) Wer sich ganz von der Gehaltlosigkeit des entgegengesetzten Vorwurfes überzeugen will, der lese selbst die „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi, nebst Anhang einiger Festpredigten von Lic. Gottfried Kinkel. Köln 1842. Verlag v. F. C. Eisen.“

das Gegentheil vorzuwerfen, weil man es nicht gewohnt war, den Maaßstab des Schönen und Künstlerischen auch an eine Predigt zu legen, und nicht begriff, daß gerade das einfach Schöne auch dem sogenannten gemeinen Manne am Allerzugänglichsten ist. Daß man von den Predigten Kinkels nicht die Worte: „zu schön," „zu erhaben" gebrauchte, sondern eher die Worte: „hochtrabend," „zu gelehrt" u. dgl. mit einer gewissen Verächtlichkeit hinwarf, wird Jeder begreifen, der in der Kunstsprache des Neides und der Bosheit gehörig bewandert ist.

Aehnlich machten es die im Bücherstaub verschrumpften Professoren. Sie warfen Kinkel Das vor, was freilich an ihnen wohl nie Jemand gesucht hat: sein freies, offenes und geselliges oder, wie sie es umtauften, „burschikoses" Wesen. Weil man nun doch jedem Docenten etwas Fehlerhaftes anzuhängen sucht, war gerade dieser Vorwurf für Kinkel der rühmlichste, der sich erwünschen ließ; denn hier stempelte man zum Tadel, Was gerade eine der ersten Tugenden des akademischen Lehrers sein sollte, wie man ja auch täglich hört, daß gewöhnliche Frauen mit einer wahrhaft sittlichen Empörung die Nase rümpfen, wenn Eine ihres Geschlechtes die Frechheit hat, sie an Geist oder Natürlichkeit zu überragen. Hier, wie dort, kann man annehmen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Trauben sauer sind, weil sie eben dem

Fuchse zu hoch hängen, und auch schon damals galt das Wort Hartmann's *):

„Wo ist, der zu erwärmen vermag
Gefrorne Professoren?
Da ist der Menschheit Lust und Klag'
Verloren, ach! verloren!

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
Wir wollen es weiter tragen,
In bessern Herzen wird es bald
Tiefinnere Wurzel schlagen.

Wer diesen Professoren beut
Das Größte und das Süßte,
Er ist und bleibet — morgen wie heut'
Ein Prediger in der Wüste!“

Was den Verkehr mit Johanna Mockel betrifft, so hatte sich das Verhältniß zu ihr als die innigste Freundschaft gestaltet, ohne daß in Beiden auch nur der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Wie sehr es Gottfried ernst war um seinen Vorsatz, Jene zum Christenthume zurückzuführen, mag man aus einem Sonettenkranze sehen, den er nach einer schlaflos durchwachten Nacht in frühester Morgenstunde mit der ganzen Andacht seines frommen Herzens gedichtet:

*) Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Frankfurt a. M. Literar. Anstalt. 1849. Caput II. S. 83 ff.

## Erste Sonette.

### 1.

„Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben sich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerstörbar festen Zügen ein.

Eins blieb mir: Du! O weißt Du, dort am Rhein —
Ein Kind fast warst Du noch, froh, hell, gesund,
Und blicktest heiter in das Weltenrund,
Als wären all die schönen Wunder Dein.

Ich kam des Weges auch mit stillem Schritt:
Da standst Du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Fluth.

Ich sah Dich, hellverklärt das Angesicht,
Von meiner Schwester Arme treu umruht —
Ich floh, und nahm dies Bild in's Leben mit.

## 2.

Die Stille schwand! Der Zirkus that sich auf,
Der Herold winkte: hei, die Renner fliegen!
Gilt es zu siegen? männlich zu erliegen?
Frisch! Tod und Leben — beide stehn zu Kauf!

Und Dich verlor ich in dem raschen Lauf:
Wer kann in weichem Kindheitstraum sich wiegen,
So lang' die Kraft er spannen muß zu siegen,
Der Gegner Schaar ihn noch umringt zuhauf?

Umflogen ist die Bahn! Stolz blick' ich um,
Langsamern Lauf nun gönnend dem Gespanne;
Nah' ist das Ziel, die Gegner all' zurück.

Doch jauchzen kann ich nicht: ich denke stumm,
Daß mich der Kampf gereift zum ernsten Manne, —
Ach, hinter mir liegt fern der Jugend Glück!

## 3.

Da trittst Du mir zum zweiten Mal entgegen,
Das jugendliche Haupt im Wittwenschleier:
Des Mannes feste Brust darf kühner, freier,
Als einst des Knaben, Dir sich zu bewegen.

Noch hältst Du mich mit Deinem Zaubersegen.
Mein Herz ist vollbesaitet Deine Leier;
Du stimmst es, wie Du willst! Zur ernsten Feier,
Zum leichten Scherz kannst wechselnd Du's erregen.

Du singst den Psalm — da klingen Melodieen
Im Busen mir von Jugendandachtsgluthen,
In stiller Kirche möcht' ich wieder knieen.

Du malst im Klang die Nacht — wie tief es dunkelt!
Du hebst den Mond herauf aus schwarzen Fluthen,
Und träumend bin vom Sternglanz ich umfunkelt.

---

## 4.

Wo führst Du hin mich, Mächtige? Laß ab!
Längst schläft die Jugendzeit mir todtenkalt:
Was übt Dein Wort so zaubernde Gewalt,
Was schwingst Du ob der Gruft den Geisterstab?

Den Garten seh' ich, der mich eng umgab,
Der Mutter ernste, mächtige Gestalt,
Des Vaters Haupt, von weißem Haar umwallt, —
Sie steigen lebend aus dem dunklen Grab.

Die Schwester zeigst Du mir im Mädchenkleide,
Die nun ein fremder Heerd von mir entfernt,
Genossin einst an Jubel wie an Leide.

Du weckst mir Jauchzen und Du weckst mir Thränen —
O Lust der Thränen, die ich lang' verlernt!
Es schmilzt mein Erz in wonnigweiches Sehnen.

## 5.

Und Wer Dich schaut — Du bist so jung geblieben!
So harmlos bist Du, wie nur Kinder sind;
Rasch tanzt Dein Geist wie flücht'ger Wirbelwind,
Und Deines Witzes glühe Funken stieben.

Der neckische Scherz steht auf der Stirn geschrieben:
Mir ist, als wärst Du noch das leichte Kind,
Umspielt von Frühlingshauchen weich und lind,
Als läge vor Dir noch ein erstes Lieben! —

Doch Weh'! — Dein Mund ist plötzlich schmerzverbittert,
Die hohe Stirn deckt sich mit Finsterniß,
Drauf zuckt's, wie wenn im Westen es gewittert:

„„Durch all mein Leben klafft ein solcher Riß,
Daß nur dem Tod es noch entgegenzittert!““ —
Elend auch Du? — Du nickst — es ist gewiß!

## 6.

„„Die Nacht ist schrecklich, finster, kalt und bang
Doch lieb' ich sie: sie ist des Todes Schein;
Unendlich einsam bin ich und allein,
Wie draußen, schweigt im Innern jeder Klang.

Da streck' ich mich wie Leichen starr und lang —
So träum' ich mich in meinen Todtenschrein;
Die müden Hände faltend, dämmr' ich ein,
Und über mir hallt dumpf der Priester Sang.

Und also lieg' ich, bis im wirren Hirn
Des Lebens letzter Funken mild verglimmt,
Und Eiseskälte mir bedeckt die Stirn.

Dann spür' ich Ruhe, — Tod und Grab und Nacht,
Gefühl und Denken, Lust und Noth verschwimmt,
Und ob mir waltet der Vernichtung Macht.““

## 7.

So strömt denn hin um Sie, ihr bangen Klagen,
Ach, um dies starke Herz, das muthlos bricht!
Ein Geist — ihn beugten lohe Blitze nicht —
Zerstört sich selbst durch zweifelndes Verzagen.

Sie sucht Genuß, um müde sich zu jagen,
Sie strahlt ihr Leben aus in buntem Licht,
Sie schwärmt im Ton und jauchzet im Gedicht,
Sie stürmt, die zarte Harfe zu zerschlagen.

Sie schlürft begierig mit Vernichtungswonne
Als gährend Gift des Lebens heißen Wein,
Sie treibt die Pulse, daß sie wild zerspringen: —

Furchtbarer Wahnsinn: von dem Licht der Sonne,
Das jedes Herz verklärt mit Hoffnungsschein,
Freiwillig nach dem Tode hinzuringen!

## 8.

Am Fenster steh' ich in des Morgens Schauern,
Im Osten flammt Gewölk mit goldnen Prangen;
Der Frühhauch löscht die heißerglühten Wangen,
Die von dem Kummer dieser Nacht noch trauern.

Die Seele hebt sich aus den Klostermauern,
In denen sie der dumpfe Gram gefangen;
Denn der Entschluß ist hell ihr aufgegangen:
Sie retten muß ich, statt sie zu bedauern!

Auch ich war elend und von Gott verlassen,
Auch ich begrüßte jauchzend nächtige Töne
In fremdem Land einst, die mir Tod verhießen *).

Nun dennoch glücklich! Kann ich's auch nicht fassen, —
Für Sie weiß ich den Weg zur ew'gen Schöne,
Die voll uns tränkt mit ruhigem Genießen!

---

*) Siehe S. 158.

## 9.

Ich ging durch stille Abenddämmerungen,
Die stumme Flur entschlummerte schon mälig;
Die Vögel hatten, da sie tausendkehlig
Die Sonn' im Scheiden grüßten, ausgesungen.

Da hat ein hoher Klang sich aufgeschwungen
Von Abendglocken rings im Land vielzählig,
Da fühlt' ich mich im tiefsten Herzen selig,
Und Thränen sind ins Auge mir gedrungen.

O Glockenton! wie Du an Gott zu denken
Uns aufrufst durch den trüben Erdenabend,
Will sich der Geist so ganz in Andacht senken.

Ein Ton nur klingt durch's öde Weltgetriebe,
Das sehnsuchtsmüde Herz noch süßer labend: —
O klinge fort, du Ruf der ewigen Liebe!

## 10.

Es steht ein Mann hoch ob den Welten allen,
Das Königsdiadem ums Haupt gewunden;
Nicht wird Er von den Frevlern mehr gebunden,
Nicht mehr zum Staub siehst Du Ihn niederfallen.

Er ist's, dem preisend Engelchöre schallen:
Doch Mehr, als Himmelsglanz, ist Ihm voll Wunden
Ein Herz, das in des Elends bangsten Stunden
Ein zitterndes Gebet zu Ihm läßt wallen.

Er ist gewandelt unter Menschenkindern,
Er hat geweint, drum kann Er Schmerzen lindern,
Er ist der Liebe werth — Ihn suche Du!

Und diese Hand, die in des Laufes Schnelle
Mit leichtem Schwunge lenkt die Weltenbälle: —
Sie wiegte nicht ein armes Herz zur Ruh'?

## 11.

O von der Erde auf! Nicht trag' ich's länger;
Von wilden Stürmen fühl' ich mich umschnoben:
Wie gar gewaltig rings die Fluthen toben!
Die Noth umschnürt mich eng und immer enger.

Der Muth erstarrt, das Herz wird bang und bänger —
Zu stark für Erdenkraft sind diese Proben!
Rings ist nicht Raum mehr: — drum hinauf nach Oben,
Wohin, o Geist, nicht reichen Deine Dränger!

O Himmelsluft, Du kühlest meine Wunden!
O Gottesgeist, Du hebst auf kühnen Schwingen
Mich hoch und höher — Vateraugen lächeln!

An Gottes Herzen soll ich neu gesunden,
Und Vaterarme fühl' ich mich umschlingen,
Mir Kühlung in das heiße Herz zu fächeln!

## 12.

Es stöhnt das arme Herz nach Frieden, Frieden!
Der Friede kommt — doch langsam ist sein Gang.
An Jugendüberfülle sind wir krank,
Gesundheit ist dem Alter nur beschieden.

So lange wild des Lebens Fluthen sieden,
Ist diesem stillen Gast bei uns zu bang;
Es kommt die Frucht erst, wenn die Blüthe sank, —
Nie eint sich Stille mit der Kraft hienieden.

Du hoffe still! Ich hoffe auch für Dich!
Der Tag kommt wieder, wo ich Dich versöhnt,
Im weiten Weltraum freudig schauend sehe.

Geb' es ein Gott uns Beiden dann, daß ich,
Wenn vollharmonisch Deine Seele tönt,
Ein Greis — wie dort ein Knabe — bei Dir stehe!"

Kinkels Bemühungen um Johanna waren nicht fruchtlos. Es gelang ihm allmälig, sie mit der ganzen Macht ihrer Phantasie, mit aller Gluth ihres tiefen Gefühls wieder in das traumhafte Netz des Christenthumes einzuspinnen, in dem sie eine Zeitlang selig fortschlief, bis später die Kraft des Gedankens und das Schwert der Wahrhaftigkeit alle die buntverschlungenen Fäden zerriß, und der freie Geist in's freie All hinaustrat, um sich im reinen Hauche der Natur sonnenhell zu spiegeln.

Gottfried stattete um diese Zeit auch seiner Braut in Mülheim einen Besuch ab. Seine Freundschaft zu Johannen hatte ihn — so glaubte er — Sophieen durchaus nicht entfremdet. Er brachte mit ihr eine fröhliche Woche zu, und faßte nicht, als er sich, von ihrem Arm umschlungen, glücklicher wähnte, als je ein Sterblicher gewesen, daß ihn die Ahnung einer neuen Liebe unbewußt anhauchte, und selig am Busen der alten emporhob. Er stand, ein zweiter Polykrates, auf seines Daches Zinnen, und überschätzte sein Glück; doch

„— willst Du Dich vor Leid bewahren,<br>
So flehe zu den Unsichtbaren,<br>
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn;<br>
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,<br>
Auf den mit immer vollen Händen<br>
Die Götter ihre Gaben streun.“

## 5.

In der letzten Juniwoche des Jahres 1840 ward „der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nicht-Philister“ begründet. Wie so manches Bedeutende, verdankte derselbe einem zufälligen Anlaß im lustigen Gespräch seine Entstehung. Kinkel erzählte von einer „Bierzeitung“ aus seiner Jugendzeit, Johanna berichtete vom „Lindenblatt“, das in Bettina's Hause unter den Linden in munterm Kreise war gestiftet worden. Dann besprachen Beide, wie Schade es sei, daß man so manche Witze nicht fessele, die für ernstere Werke nicht gut genug seien, und Johanna, rasch, wie immer, das Wort zur That machend, nahm einen grünen Bogen Papier zur Hand.

„Wie nennen wir das Blatt?“ fing sie an.

„Der Maikäfer soll's heißen.“

So entstand der Maikäfer.

Das ganze Unternehmen sollte einzig den Zweck haben, einem engeren Freundeskreise wöchentlich einen heitern und genußreichen Abend zu verschaffen, und den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, ihre Productionen

der Kritik eines wohlwollenden, kunstsinnigen Zirkels zu unterwerfen. Zugleich wollte man allerlei harmlose Scherze und Sticheleien einflechten, die sonst gewöhnlich, nachdem man sie einmal belacht hat, der Vergessenheit anheimfallen. Die Tendenz des Blattes sprach Kinkel, der unter dem Titel Wolterwurm die Redaktion antrat, in folgendem Eingangssonett aus:

„Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
Daß diese Blätter sich Maikäfer nennen?
Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen,
Und des Maikäferthumes Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geistlos auf Vieren rennen,
Muckvögel nicht, die sich im Licht verbrennen, —
Nein: Meister des Genießens nenn' ich sie!

In stetem Dusel von dem Rausch der Düfte,
In unartikulirtem heiterm Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.

So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen, —
Geistreichen Freude, den Philistern Pein.

Das war es: Genuß des Augenblickes, was jene Zeitschrift beabsichtigte. Die ursprünglichen Mitarbeiter waren außer Frau Mockel, welche als Directrix oder Königin jenen Abenden, die in dem Hause ihrer Eltern gefeiert wurden, präsidirte, und

Gottfried Kinkel, noch der rühmlichst bekannte talentvolle Schriftsteller Alexander Kaufmann, welcher unter dem Namen Rosenkäfer zahlreiche Beiträge lieferte und sich namentlich durch eine vollendete Form der Poesie auszeichnete; Sebastian Longard, dessen Lieder sämmtlich den jugendlichen Reiz eines geistvollen belebt-belebenden Naturgefühls tragen, aber manchmal zu sehr an Heine erinnern, und der jetzt als Anwalt zu Köln wohnt; der Gymnasiast Andreas Simons, der in Allem auf eine oft lächerliche Weise Kinkel nachahmte und jetzt, nachdem er ein werthvolles Werk über die schwarzrheindorfer Kirche geliefert, wofür ihm der König ein Privatgeschenk von 200 Thlrn. bewilligte, mit Verläugnung seiner früheren freiheitlichen Richtung sich zur Hofparthei hält; endlich Leo Hasse, dessen Beiträge ziemlich werthlos sind, und der schon im folgenden Jahre wieder austrat. Auch C. A. Schlönbach, Bruder des Bonner Polizeikommissars, scherzhaften Andenkens, sandte als Ehrenmitglied manches politische Gedicht ein.

Der erste Jahrgang des „Maikäfers" ist auf dunkelgrünem Papier geschrieben und jede Nummer mit einem Maikäfer als Titelvignette verziert. Da es später schwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu ersinnen, begann man mit dem zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den eingesandten Beiträgen zu liefern, die theils ernsthaft, meist aber als Carrikaturen behandelt sind. Jeder der Mitarbeiter durfte das Blatt für die nächste Woche nur einen Tag

behalten, und mußte während dieser Zeit seinen Beitrag einschreiben, ohne die Arbeiten der Uebrigen zu durchlesen, die insgesammt an dem dazu bestimmten Abend im Versammlungslokale mitgetheilt wurden. Die Zeit, welche dann noch übrig blieb, füllten Spiel und Gesang, launiges Gespräch, wissenschaftliche Unterhaltung und harmlose Neckerei aus. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie ihn nur die sorglose Jugend durchschwärmen kann, mit der Kinkel so gern verkehrte, und an deren Frische er sich ewig jung zu erhalten wußte.

Diese Abende gaben ihm zugleich Veranlassung, Johanna auch sonst im Hause ihrer Eltern zu besuchen. Auf die Entwicklung seiner poetischen Anlagen übte ihr herrlicher Geist den gewaltigsten Einfluß aus. Nachdem Gottfried einen dramatischen Versuch „Griseldis“ aus früherer Zeit zurückgelegt hatte, schrieb er im Laufe des Jahres ein Lustspiel in vier Aufzügen: „die Heilung des Weltschmerzlers“, das sich im „Maikäfer“ befindet, und ein großes historisches Trauerspiel: „die Stedinger“ in drei Abtheilungen und fünf Aufzügen, das in seiner ganzen Anlage und Ausführung das gediegenste Talent offenbart, und mit großem Beifall in einem weiteren Kreise vorgetragen ward. Zugleich fallen in diesen Abschnitt seines Lebens die meisten der in seiner Gedichtsammlung mitgetheilten Productionen *). Außerdem aber nennen wir die

*) Zum Eingang S. XI. Cäsar S. 6. Mythos S. 25. Werth der Stunde S. 49. Sappho's Leier S. 51. Lebensmuth S. 53.

Pläne zu einer Reihe von Tragödien: Telegonus, Kaiser Julianus, Catilina, Otho, die Konditormamsell und mehre andere, welche jedoch nicht ausgeführt wurden. Alles objektive Dichten gestaltete sich ihm jetzt dramatisch, und Vollendung der Form hatte Gottfried im Süden gelernt. Endlich sind um dieselbe Zeit zahllose Lieder an Johanna gedichtet, die wenigstens einen starken Octavband ausfüllen, so daß wir nicht begreifen, wie Ein Mann in der kurzen Frist Eines Jahres eine solche Fülle größtentheils vorzüglicher Poesieen hat erschaffen können. Freilich unterließ auch Johanna nicht, ihren Freund tagtäglich zu neuer Produktion aufzureizen, und mancher Tag reifte mehr Blüthen im milden Sonnenschein fröhlichen Genusses, als Jahre vergangnen Schmerzes zu zeitigen vermocht hatten. Es ist nicht wahr, daß „des Lebens Mai nur einmal blüht"; hier sah ein Mann schon feindliches Grau sein schwarzes Lockenhaar entfärben, und dennoch zog ein neuer Frühling mit tausend Düften und Blütheträumen in sein Herz, um nie wieder zu verwelken. —

Von seiner Orthodoxie kam Gottfried Kinkel im Lauf der Jahre allmälig und langsam zurück, weil er dem Zweifel, der ihn häufig beschlich, muthig die Stirn bot. Unter dem fortwährenden Produciren religiöser

---

Am Huldigungstage. Götterdämmerung. Einem Jüngling S. 57—61. Triumph des Dichters S. 65. An Johanna S. V. Ein geistlich Abendlied S. 106. Karl Immermann's Tod S. 111. Trost der Nacht S. 119. Die geweihete Stelle S. 124. In der Winternacht S. 125. Nach Süden S. 129. Im Pfarrhause S. 131.

Gedanken tritt die eigne Religiösität leicht etwas zurück, zumal da er sich prophetisch der Johanniskirche zuwandte, und eine Versöhnung aller Religionen in der Zukunft voraussah.

„Der Prophet ist stets heterodox, weil die Zukunft die Gegenwart auffressen und zersetzen wird. Ward doch selbst Christus aus diesem Grunde gekreuzigt; und auch Wer unserer Zeit das Horoskop stellt, kann nicht orthodox sein. Gerade Heterodoxie ist die Schöpfungskraft aller religiösen Entwicklung.

„Das Christenthum sowohl, als jede andere geistige Macht, kämpft für die drei Grundideen der Güte, Wahrheit und Schönheit. In der Zeit seines Kampfes mit der Heidenwelt verfolgt dasselbe die erste dieser Ideen, es will die Welt bessern und sittlich emporheben. Dann vermittelt es sich mit der übrigen Wahrheit, die es in allen Zweigen der Wissenschaft vorfindet. Hier war der hartnäckigste Kampf mit der Philosophie, doch auch da siegte es, weil auch die Philosophie die Tendenz trug, christlich zu sein, und das Christenthum selbst nur unter dem Vorwande angriff, es zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen zu wollen. Jetzt hat es das Christenthum mit den Naturwissenschaften zu thun, und wir sehen dieses Kampfes kein Ende. Doch man kann ruhig die Geschichte walten lassen, welche klüger ist, als unsere Voraussicht. Nun aber bleibt noch das Dritte übrig: der Kampf des Christenthums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der christlichen

Kunst. Die Theologen behaupten meist, dies sei ein gleichgültiger Punkt; der ächte Mensch aber weiß das Christenthum erst dann heimisch auf Erden, wenn der Geist Materie geworden ist, und als Gebild sich verkörpert hat. Die Richtung auf's Schöne bringt erst der Kirche die Eintracht, sie wird als großartiges Gefühl des Menschengeschlechtes das Kleinliche hinwegthun. Dieser Kampf erzielt die wahre Emanzipation vom christlichen Judenthum, von der Gesetzlichkeit und Engherzigkeit des Genusses, vom Pharisäismus des Formelwesens, vom Sadducäismus der kalten Ueberzeugung. Das Schöne erwärmt, und lehrt die That aus der Empfindung, nicht aus nüchternem Verstand und abstractem Wollen hervorgehen. Dagegen wird ein ächtes Heidenthum in die Kirche hineintreten, von dem Immermann geweissagt hat. Uns fehlt noch die Virtuosität des Lebens. Dann aber, wenn die Schönheit zur Herrschaft gelangt ist, wird die Außenwelt geheiligt und verklärt sein, und wir dürfen uns ihr hingeben ohne zu sündigen. Die Erde wird die Heimath des Menschengeistes, und das tausendjährige Reich bricht an." *)

Diesen Standpunkt hatte Kinkel damals erreicht, und somit eine Bahn betreten, die ihn naturgemäß auf die Spur der pantheistischen Weltreligion hinleitete. Auch in Bibel und Christenthum erkannte er viel Un-

*) Aus Kinkel's Tagebuch vom 12. September 1840.

schönes, das von der Entwickelung des Menschengeistes als unbrauchbares Hemmniß mußte fortgeschleudert werden. Namentlich Paulus hat in dieser Beziehung viel gesündigt; doch auch die übrigen Apostel beweisen einen unpoetischen, allem Heidenthum, wie aller höheren Bildung feindlichen Sinn. Selbst Johannes besitzt, wenn wir ihn als Verfasser der Apokalypse festhalten wollen, eine ganz rohe Phantasie, die nur zum Theil sich als Grundlage einer neuen Poesie der Schönheit geltend machen darf. Rein in der Form sind außer einzelnen alttestamentlichen Schriftstellern nur die un mittelbaren Aussprüche Christi, der auch hierin als der Schönste unter den Menschenkindern erscheint.

Dagegen befindet sich unser Clerus in einer merkwürdigen Verblendung. Besuchen die Gebildeten die unästhetischen Predigten unserer Geistlichen nicht, so finden Letztere in ihren Uebermuth auf den eingebildeten Besitz einer abstracten Wahrheit den Grund in Verachtung der Religion, während doch Jeder gern dahin kommt, wo er einen schönen Vortrag hört. Es geht hierin ganz, wie mit allem übrigen Unterricht. Es liegt nämlich ausschließlich am *Lehrer*, wenn die Schüler nicht lebhaft seinen Unterricht auffassen. So halten die Prediger mit verbissenem Groll Strafreden gegen den schwachen Kirchenbesuch, während die Schuld doch nur an *ihnen* liegt. Die vollendete Form fesselt Jeden, auch den Ungebildeten, sonst würde Niemand in dieser Zeit des Jammers mehr das Theater besu-

chen. Der vollendete Redemeister wird stets gehört werden, und wo seine Kraft nicht hinreicht um zu bekehren, wird er wenigstens aufmerksam machen und den stärkeren Geistern vorarbeiten. Aber zumeist scheut man die Mühe, sich in rednerischer Beziehung auszubilden. Niemand, wenn er aus dem gewöhnlichen Gesprächstone in eine höhere Sprechart hinaufsteigt, redet von Natur richtig; aber komischer Weise glaubt man, daß Vortrag sich von selbst lerne, und keiner Kunstschule bedürfe. Eine Gesangschule hält Keiner für überflüssig, und doch ist Reden ungleich schwerer, als Singen.

Kinkel hatte diese Wahrheit begriffen, und deßhalb alle Sorgfalt auf die Form seiner Kanzelreden gewandt. Aber Wer in unserer Zeit durch die That selbst das Evangelium des Schönen predigt, den verketzern die Sklaven des Häßlichen. Er wird Märtyrer, weil man das Dogma für heiliger hält, als die Schönheit, und muß daher doppelt trachten, im Leben gerecht und heilig zu sein, damit seine Sache nicht verlästert werde.

Diesen Grundsatz befolgte denn auch Gottfried, und Johanna stand ihm treulich bei, wenn der Neid oder die Bosheit seinen Muth brechen wollte. Als er ihr eines Tages all' die Schmähreden mittheilte, welche man gegen ihn in Umlauf brachte, schrieb sie ihm zur Erhebung folgende

## Apologie.

„Wie klein die Schaar sei, die Du beseelst, o Freund,
Die Deinem Wort aufhorchet mit gläub'gem Sinn,
Und Dich begreift: — so treu Dein Eigen
Sind die Gemüther und sind die Geister!

Uns bist Prophet weitdämmernder Zeiten Du,
Das Wort der Schönheit predigend, das da kommt;
Doch schmäht die Starrsucht des Geschlechtes,
Das Dich verfehmt, die geweihten Lippen.

Und schwingst den Wortstrahl Du wie ein blitzend Schwert,
Dann zagt die Einfalt, als ob dem Heiligthum
Ein kecker Eingriff droht Entweihung: —
Ach, sie verkennen den Gottesboten!

Wohl stocket graunvoll, wenn ein Gespenst entsteigt
Dem mächt'gen Abgrund tiefer Vergangenheit
Der Menschen Herzschlag: — aber mehr noch
Sträubt sich ihr Innres dem Geist der Zukunft!

Du schaust ein fernauftauchendes Morgenroth,
Es blitzt verklärt Dein Aug' in dem Wiederschein:
Da schwebt gesangreich, blumenfarbig
Dir von der Lippe das heil'ge Zeugniß.

Es faßt ein Ahnungsschauer die Seelen an,
Das Gottesreich steht nah der Vollendung schon
Dem Seherblick da, rings der Erdkreis
Huldigt dem Guten, dem Ewigwahren.

Doch wähnst Du nicht: hier sei schon das Ziel der Bahn.
Nein, erst beginnt der Kampf um das Höchste nun;
Denn aller Tugend Lichtvollendung
Bleibet zuletzt noch die reine Schönheit.

Und weil der Menschheit kindliches Stammeln einst
Der Gott dahinnahm: soll drum gestammelt sein?
Soll hohe Weisheit Frevel scheinen,
Weil sie umwehet ein Hauch der Anmuth?

Ein Geisterfrühling, senkt sich mit goldnem Strahl
Herab der Dichtung Zauber vom Himmel selbst;
Was je die Großthat, Was Gedanke
Hohes erstrebet, es wird Gebet uns.

Des Meisters Liebling — war es Johannes doch,
Und sein Geheimniß schaun, ist die Poesie;
Es zieht allewig seiner Sternbahn
Gleisen den liebeverklärten Geist nach."

So ganz hatte Johanna die Ansichten ihres Freundes in sich aufgenommen, und dabei wenigstens vorläufig ihre Beruhigung wiedergefunden. Daß sich die jungen Leutchen bereits mit aller Gluth ihrer entzündbaren Seelen liebten, davon freilich ahnten sie nichts; denn das Anziehende und Geistvolle ihres Umganges hatte ihnen bisher noch keine Zeit zu alltäglichen Betrachtungen von Hochzeit und Ehestand gelassen:

„Fest ja ruht' er in Lieb' und Achtung tüchtiger Freundin,
Die ihm sein besseres Selbst wies in verklärendem Schein.
Schwesterlich stand sie ihm nah': sie gab ihm Mark der Gedanken,
Wenn ihm die eigene Kraft Lehre verspendend erlosch.
Oder wuchs in der Brust ihm fressender, düsterer Unmuth,
Zauberte Ton und Gesang schönere Welten ihm her.
Geistig webte die Ehe, und zahllos hegte sie Kinder:
Lieder der Milde und Kraft, paarend das Wort und den Ton."

## 6.

Bald jedoch konnte es nicht fehlen, daß Kinkel vergleichende Betrachtungen zwischen Johanna und seiner Braut anstellte, die nothwendig zum Nachtheil der Letzteren ausfallen mußten. Anfänglich hatte Jener gehofft, Sophien zu sich heraufzuziehen, aber alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht sollten zerscheitern. Hatte Kinkel ihr Bücher zu ihrer Ausbildung gesandt, und glaubte er, daß sie nun eifrig mit denselben beschäftigt gewesen, so überraschte sie ihn plötzlich mit einer werthvollen Stickerei oder sonstigen Handarbeit, auf deren Vollendung sie all' ihre Zeit verwandt hatte. So lieb diese kleinen Aufmerksamkeiten und Geschenke auch ihrem Bräutigam sein mußten, so unangenehm berührte es ihn, daß sie ihre geistige Entwickelung in einer Weise hintansetzte, welche sie seiner unwerth erscheinen ließ. So gestand sie ehrlich, daß sie Bücher oftmals nur läse, um zu sehen, ob „sie sich kriegten oder nicht," u. dgl. m. Daß Gottfried dies Alles unwillig empfand, sehen wir aus folgender Parallele zwischen der Geliebten und seiner Freundin:

„Süß ist die mitternächt'ge Stunde,
Die weit die Herzen offen schließt,
Wenn von des Liebchens jungem Munde
Manch traut Geheimniß sich ergießt.
Sie plaudert kindisch, bang, bescheiden
Von Mädchentand, der sie umgiebt,
Sie beichtet, wie mit stillem Leiden
Sie heimlich Dich schon lang geliebt. —

Doch reicher ist des Tages Helle,
Gedämpft zu halbem Dämmerschein.
Es winkt die wohlbekannte Schwelle,
Zum stillen Zimmer tret' ich ein,
Wo bleich und ernst mir Grüße spendet
Ein Mund, der Andre fliehen heißt,
Wo von den Menschen abgewendet
Sich mir erschließt ein reicher Geist.

O einen Schatz hast Du gefunden,
Wenn eine Freundin auf Dich baut,
Dir aufdeckt ihrer Seele Wunden,
Und ihren Jubel Dir vertraut;
Wenn sie vor Deinen wachen Blicken
Das Leben noch einmal durchlebt,
Von großen stillen Augenblicken
Für Dich den Schleier freundlich hebt.

Es liegt vom Meeresschwall umfangen
Die alte Stadt im Wunderglanz,
Und, ruht das Meer, Du siehst sie prangen
In Trümmern schön und herrlich ganz.
Das ist Dein eigen Innenleben; —
Ist nur sein Spiegel hell und gleich:
Tief unten schaust Du sich erheben
Das sonst verborgne Gottesreich.

Du siehst das Kind sich still entfalten,
Das ausgereift nun Dir sich zeigt,
Der ernsten Liebe Vollgewalten,
Wie Mannesgluth sie nie erreicht.
Du siehst die Täuschung, siehst des Lebens
Verworrnen Gang in bleichem Licht;
Sie zeigt den Lohn Dir hohen Strebens,
Doch auch die Fehler hegt sie nicht.

Da schaust Du solche Lebensschöne,
Du bebst ob solcher Schmerzenslast.
Du hörst so wunderbare Töne,
Wie Du sie nie vernommen hast.
Das Stärkste zeigt sich Dir, was immer
An Lieb' und Haß die Erde hegt,
Wenn sich in unverfälschtem Schimmer
Ein Frauenherz Dir offen legt.

Nun fährst Du auf des Lebens Strome,
Rings schimmert Frühlingsblüthenpracht,
Am Ufer stehn die hohen Dome,
Die alten Berge halten Wacht; —
Doch kennst Du auch die flache Stelle,
Du fliehst gewarnt das scharfe Riff,
Und selber auf der Schmeichelwelle
Lenkst sicher Du Dein kleines Schiff."

So war Gottfried nicht blind für die Gefahr, welche ihn im täglichen Verkehr mit einer so blendenden und bezaubernden Erscheinung umschlich; aber er vergaß nicht seiner Braut, die ihn mit ihrer stillen, sanfteren Liebe zu beglücken suchte, und der sein Herz und seine Hand trotz aller Lockungen des neuen Umganges treu zu bleiben beschloß. Johanna war ihm die Helena seiner Poesie, er fand in ihr den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen der hellenischen Vorzeit, sie stand ihm hoch über der alltäglichen Flachheit und all' dem Kummer der Gegenwart, sie ward der Genius seiner Schöpfungskraft:

„Nicht im schwächlichen Laut romantischen Reimegeklingels
Hallt Dein Preis mir hinfort, klassische unter den Fraun!
Nicht wie ein liebliches Kind mit zärtlich schmachtendem Auge,
Das mit des Schweigens Gewalt zaubrisch verwundet das Herz;
Nicht wie die träumende Blume, noch halb umhüllt von der Knospe: —
Nein, im vollesten Duft stehst Du, ein herrliches Weib!
Mag Dich die Masse verschmähn, weil Dir die erschaffende Mutter
Gab für die Farbe die Form, gab für die Fülle die Kraft; —

Aber Wem sich entzündet der Sinn für Macht des Charakters,
Der auf die leibliche Form prägt den gewaltigen Druck;
Wer, ein Paris nicht, doch ein hochverständ'ger Odysseus
Oder ein starker Achill, Pallas für Venus erwählt:
Diesem wendest das Herz Du im Busen, wenn Du zur Seite
Halbgewendet Dich zeigst, sendend in's Ferne den Blick.
Dann verbreitet das Haar sich spielend zum wallenden Helmbusch,
Aus dem saphirenen Aug' schießen die Pfeile hervor:
Gleich als hielte die Hand ein Schwert, so fest und entschlossen,
Trotzend der feindlichen Macht, blickst Du in's Lebensgewühl.
Also schaut' ich Dich gestern: es lachte die mächtige Stirne,
Und aus der Brauen Gewölk hüpften die Scherze heraus.
Wieder erspäht' ich Dich dann: Du flogst auf eilenden Füßen
Ueber den Markt dahin, wie von der Senne geschnellt.
Eng umhüllte die schlanke Gestalt anliegende Seide,
Und durch des Hütchens Netz dunkelte prächtig das Haar.
Flüchtig entschwebtest Du hin, — Du hattest mild Dich verspätet,
Weil Dich verzögert der Freund — schwer ja ist Scheiden von Dir!
Aber am Eck des Marktes, wo rasch Dein Haupt Du gewendet,
Traf Dich mein glühender Blick, traf mich Dein freundlicher Gruß.
In dies Lied dann band ich das sonnige Leuchten des Auges,
Mög' es Dir funkeln auf's Neu' hell aus den Versen hervor!"

Anders Johanna. Gottfried hatte ihren Schmerz geheilt, aber sie dafür ewig an sich gefesselt. Sie konnten Beide nicht mehr von einander los, aber mit dem Unterschiede, daß er das unsichtbare Band noch nicht ahnte, während sie dasselbe klar durchschaute. Mit keinem Wort ließ sie sich gegen ihn über ihre Liebe aus, aber in stiller Nacht, wenn Alles um sie her friedlich und stumm war, oder wenn sie am einsamen Flügel den Tönen ihr Leid anvertraute, entquollen glühende Schmerzenslieder ihrer verwundeten Brust:

## 1.

„Meine Schwester führt ein Lämmchen
Durch die Flur an blauem Band,
Seine silberweißen Flocken
Streichelt froh die kleine Hand.

Möchte auch ein Spielzeug leiten
Wohl am Bändchen durch den Hain, —
Doch ein Lamm behagt mir nimmer:
So ein Löwe müßt' es sein!

## 2.

Froh stimmt mein Gesang in den fernhinrollenden Donner,
Der in der Mauern Gebiet herrisch die Menschen gescheucht.
Hochauf flattern die Locken, der Mantel, wie schwarzes Gewölke,
Liebesblick mit dem Blitz tauscht das begeisterte Aug'!
Wie die Hochlandshexe durchschweif' ich im Regen die Wälder,
Fühle mich heimisch im Sturm, stolz, Elementen verwandt!

## 3.

O bedenke Du selbst, daß zu Muthe mir ist, wie der Säule von flüssigem Silber,
Die bei Flammen und Eis in der gläsernen Haft ein Thermometer gebannt hält.

Dann schüttelt mich Frost noch tiefer als Null, dann steigert mich Fieber zum Siedpunkt,
Auch flieht mich der Schlaf, und die Lippe verschmäht zu genießen der rosigen Lenzfrucht.

Ach umsonst, daß im Bild
Mich die Ferne begrüßt,
Daß der Freunde Gesang
Mich im Traum anweht: —
Die lebendige Kraft
Ist geknickt, und es ringt
Die verschmachtende Seele nach Freiheit!

## 4.

Es waren so viele Schmerzen
Mir schon im Leben bereit,
Daß heiter ich nun mag scherzen
Und spielen mit meinem Leid.

Wie Purpurblumen, gefunden
Auf thaubeweinter Flur,
Sind mir des Herzens Wunden,
Die Thränen wie Perlenschnur.

Die Perlen und Blumen gebogen
Zum Kranz in die Locken froh,
Komm' ich zu Dir hingeflogen,
Und frage: „Gefall ich Dir so?“

## 5.

Ach, eher nicht find' ich die Rast,
Bis aufgenommen Du hast
Die ganze Seele mein
In Deine Seele hinein!

Mein Herz ist so düster, so wild;
Und Deines so gut und so mild;
Du bist der Friede, die Ruh': —
Ach, Liebster, ich wollt', ich wär' Du!

## 6.

Gelehnet lag ich an den Baum,
Und lauscht' dem Wellensang;
Versunken ganz in holden Traum
Ward mir die Zeit nicht lang.

Die Sonne lenkt' den Strahlenlauf
Zum tiefen Horizont,
Das Abendroth stieg mild herauf,
Es folgt der Silbermond.

Der Mond ging endlich auch zur Ruh',
Ringsum mich ward es Nacht;
Mir fielen nicht die Augen zu
Auf einsam stiller Wacht.

So möcht' ich ruhen Tag und Nacht,
Und überschaun mein Glück,
Und ewig, ewig träumen nach
Dem Einen Augenblick.

7.

Die Deinen Lippen entsprossen,
Die glühenden Melodein,
Sie sind wie Lava geflossen
Mir tief in das Herz hinein.

Und Was ich mag sinnen und thuen,
Sie tönen mir überall nach,
Und möcht' ich schlummern und ruhen,
Sie singen mich wieder wach.

Stimm' an eine sanftere Weise,
Und rühre die Harfe dazu,
Und wiege leise, leise
Mein armes Herz zur Ruh'!"

Bei Alledem aber wußte Johanna, daß sie dem Freunde diesen Schmerz nicht gestehen durfte, sie suchte, wenn sie in seiner beseligenden Gegenwart war, ihre Stimmung zu beherrschen, und er hätte vielleicht niemals die Klagen ihrer Einsamkeit erfahren, wenn nicht der Zufall oder eine göttliche Fügung, wie sie der Liebende so gern erschafft, ihm das Geheimniß ihrer Liebe erschlossen hätte.

Zu einer Tageszeit, die ihn sonst gewöhnlich mit wissenschaftlichen Lehrarbeiten von ihr fernhielt, begab er sich einst zu Johanna, und hörte, als er sich leise ihrem Zimmer näherte, einen klagenden Gesang an sein Ohr schallen. Lauschend vernahm er das Lied:

„Du nahst! und wie Morgenröthe
Bebt's über die Wangen mein!
Du gehst! und wie Thränengewölke
Dunkelt der Augen Schein!
Ich denke an Dich, da steigen
Die Flammen hoch und licht
Empor aus Herzenstiefen:
Aber Du siehst es nicht!

Melodische Seufzer tönen
Herauf in vollem Chor,
Als Dir geweihete Lieder
Haucht sie die Lippe hervor.
Im Herzen da wohnt eine Stimme,
Die Deinen Namen spricht,
Sie ruft ihn so laut so flehend: —
Ach, Du vernimmst es nicht!

Der stolze Muth ist gebrochen
Und Hoffnung und Lebenslust;
Aus tief unheilbarer Wunde
Blutet das Herz in der Brust.
Viel' Schmerzen noch muß es erdulden,
Bis Tod mitleidig es bricht,
Viel' namenlose Schmerzen: —
Wehe, Du fühlst es nicht!“

Ein langgetragener wehmüthiger Akkord beschloß ihren Gesang, und verhallte mälig in den zitternden Lüften. Gottfried aber empfand zum ersten Mal das Gefühl einer neuen, herrlichen Liebe, und entfernte sich unbemerkt, wie er gekommen war. Zu Hause erfaßte ihn im Gedanken an seine Braut ein dumpfer Schmerz, in dessen Verzweiflung er folgende Sonette hinschrieb:

1.

Brecht auf, ihr Wunden! strömt in vollen Bächen!
Ihr saht sie heut', die euch mir Armen schlug; —
Daß leis ihr blutet, ist ihr nicht genug:
Heiß sollt ihr den Verband — sie will's! — durchbrechen!

Was that ich ihr? Und war es mein Verbrechen,
Daß einen Dämon der gewall'ge Flug
Grad' über zwei verwandte Häupter trug?
Schuldlose Schuld will sich so grausam rächen?

O Leben, du warst schön, ich froh und stark, —
Noch reifre Frucht war mir am Baum zurück,
Befriedigt harrt' ich ihrer ohne Sehnen.

Ach, meinen Jugendtraum, mein Lebensmark,
Ihr gab ich sie, — ich gab mein ganzes Glück!
Und sie? — sie mordet mich mit ihren Thränen!

## 2.

Du wirst vollenden! Ja, ich fühl's mit Bangen,
Wie matt mein Blut schon in den Adern schleicht,
Wie mir die kaum gebräunte Wange bleicht,
Und träg am Boden meine Blicke hangen.

Haß kannt' ich sonst und ungestüm Verlangen, —
Doch nun durchfriert's wie Herbstwind mich, der leicht
Durch ungemähte goldne Aehren streicht: —
Vollende denn, so wie du angefangen!

Und ich? — Mit einem Scherz will ich begraben,
Den Du zerrüttet, jeden Lebenskeim.
Für jeden Dolchstich soll ein Lied Dich laben!

Ich hülle Dir in süßen Honigseim
Der Wunden Qual, die mir Dein Weh gegraben,
Und endlich sterb' ich mit 'nem lust'gen Reim!

3.

Vielleicht, Du kannst nicht anders! Lorelei
Bist Du, die willenlos den brüchigen Kahn
Lockt zu des Riffes mordlich scharfem Zahn;
Vielleicht — laß glauben mich, daß so es sei!

Vielleicht doch: Nein! Ein Traum ist's, daß wir frei,
Dem mächt'gen eignen Willen unterthan,
Uns selbst begrenzen unsre Lebensbahn —
Ja, Lügen sind's und eitel Täuscherei!

Der Leu muß tödten. Schneiden muß das Schwert.
Unschuldig ist das Gift, das uns zerfrißt.
Die Flamme sengt — es ist ihr unverwehrt.

Vielleicht — — — Ich glaube, daß Du schuldlos bist, —
Du tödtest mich — es ist nicht Strafe werth, —
Und doch entsetzlich, daß es also ist!"

Als sein Schmerz milder geworden, beschloß Gottfried, nach Wiesbaden zu reisen, und sich dort um eine neu zu besetzende Lehrstelle zu bewerben. Erhielt er diese, dann wollte er Sophieen in sein stilles Haus heimführen, und hoffte so, von Johanna getrennt, für ihn und sie Rettung aus dem mächtigen Brande ihrer Liebesgluth zu finden. Bereits nach wenigen Stunden trug ihn der Dampfer auf den Fluthen des Rheines in die dunkle Nacht hinaus, und ein warmer Sommerwind spielte mit seinen Locken:

„Rauschend wandelt das Schiff, hoch steigt zum Mast die Laterne,
Leise fächelt der Wind auf der beschwichtigten Fluth.
In Dein Bild verrinnt mir des Tages holdes Erinnern,
Und wie ein blinkender Stern hellt es die träumende Nacht.“

# 7.

Kinkel hatte seinen Zweck in Wiesbaden nicht erreicht, und war vielleicht nicht ungern nach Bonn zurückgekehrt, so ernst es ihm auch blieb, seiner Braut die Treue zu bewahren. Sein täglicher Verkehr mit Frau Mockel hatte bereits die Klatschzungen aller Vettern und Basen in Beschäftigung gesetzt, ehe das Dichterpaar etwas von den Gerüchten ahnte, die ein böswilliger Neid über dies Verhältniß in Umlauf brachte. Bald aber erhielt Kinkel hie und dort verstohlene Winke, mußte spöttische Andeutungen vernehmen, und endlich von seiner Schwester den offensten Tadel über sein Betragen ausbrechen hören. Dieser, die nun mit dem pietistischen Bögehold verheirathet war, schien Alles daran gelegen, eine etwaige Verbindung zwischen ihrem Bruder und Johanna Mockel um jeden Preis zu verhindern. Sie suchte in Gottfrieds Augen dessen geistreiche Freundin als ein genußsüchti-

ges, ränkevolles und gottloses Weib darzustellen, und die albernsten Erfindungen über ihren Charakter und Lebenswandel zu verbreiten. Jener sowohl, wie Frau Mockel suchten durch die unbefleckteste Reinheit ihres Lebenswandels allen Angriffen der Bosheit offene Stirn zu bieten, und ein von der ersten leidenschaftlichen Aufwallung glücklich geläutertes Gefühl ungetrübt festzuhalten und gegen verkennende Urtheile durchzusetzen und auszusprechen, wie es die Wahrhaftigkeit erforderte.

Es war im Spätherbst 1840. Die Sonne strebte aus dem Zeichen der Jungfrau in das Bild der Wage zu treten, und schien noch warm auf die Rheinberge herab, an deren Abhängen sich die Trauben bereits dunkler färbten, während die muntre Schaar der Studenten größtentheils die Universitätsstadt verlassen hatte, um die Ferienzeit im Kreise der Verwandten oder auf lustigen Streifzügen durch das schöne deutsche Vaterland zu verbringen. Ein leichter Kahn trieb auf dem stolzen Spiegel des Rheines, und zog langsam über die dunkle Fluth, aus der die weinbekränzten Ufer, vom Abendscheine beglänzt, wiederstrahlten.

Das zierlich gebaute Fahrzeug trug unser Dichterpaar durch die Wogen, das mit Andreas Simons, der seit seiner Kindheit im elterlichen Hause der Frau Mockel erzogen ward, von einem Ausflug in die Umgegend heimkehrte. Gottfried lenkte das Steuer, und Johanna sang ein sanfthinschmelzendes Lied, das in ihrer Seele emporstieg:

„Wunderbare
Spiegelklare
Fluth des königlichen Rheins!
Weinumkränzte,
Holdbeglänzte
Von dem Roth des Abendscheins:
Rufst so gleißend,
Ruh' verheißend
Mich in Deinen Schooß hinab,
Auf den kühlen
Wogenpfühlen
Zu bereiten mir mein Grab!

Deine Wellen
Lockend schwellen,
Sagen holde Mähr mir an
Von krystallen-
Klaren Hallen,
Tief im Grunde aufgethan;
Singen munter:
„Komm herunter
In das stille Wasserhaus!
Herzensflammen
Allmitsammen
Löschen da auf einmal aus!“

Allmälig war der letzte Abendschein hinter den Bergen verglüht, und die Nacht zog herauf. Ein starker Wind hatte sich erhoben, und mächtig schaukelte der Kahn auf den erregten Wellen. Während Gott-fried die Landungsbrücke zu gewinnen suchte, keuchte

das Dampfboot „Marianne" heran, auf dem einst eine Jugendliebe seinen Blicken entschwunden war. Gottfried wollte ausweichen, aber auch das Schiff hatte den leichten Kahn bemerkt, und bog unglücklicher Weise nach derselben Seite hin aus. Vergebens, daß Johanna das herannahende Schiff zu warnen suchte — ihr lautes Rufen verklang in dem Brausen des Sturmes, der immer gefahrdrohender heraufschwoll. Ein mächtiger Stoß, und das kleine Fahrzeug sank zertrümmert in die Tiefe.

Gottfried aber ergriff im Versinken den Arm der Freundin, und riß sie mit starker Kraft aus dem Abgrund empor. Dann hob er sie sanft und lächelnd auf den geborstenen Kahn, als hätte er nur im Spiel seinen Muth erproben wollen.

Als er die Gerettete darauf, Herz an Herzen, schwimmend an's Land ruderte, durchstürmte ihn zum ersten Mal das Gefühl, daß nur dies Weib ihn zu beseligen vermöchte. Jetzt band ihn nicht allein das volle Leben an seine Freundin, sondern mit unlösbarer Fessel knüpfte ihn an die Geliebte

## Der Bund des Todes.

„Hoch preis' ich vor den Göttern allen
Als den gewaltigsten den Tod;
Es reift, wo seine Blitze fallen
Die Furcht des Lebens voll und roth.
Wär' an die Sterne festgebunden
Des Lebens goldenstes Geschick: —
Der Tod hat uns hinaufgewunden
In Einem mächt'gen Augenblick.

Wie gingst Du träumend mir zur Seite,
Du meines Geistes heller Stern!
Du gabst mir freundliches Geleite,
Und doch Du warst mir ewig fern!
Wohl drang der heiße Mund zum Munde
Zu eines Kusses Seelentausch;
Doch wehrt, mit strengem Tag im Bunde,
Des Willens Ernst den Liebesrausch.

Da kommt die Nacht: mit schwarzen Flügeln
Umrauscht sie unsern schwanken Kahn,
Und auf den düstern Wellenhügeln
Stürmt donnernd die Gefahr heran.
Vergebens Arbeit, Ruf und Zeichen!
Der Sturm umheult die Opfer rund,
Zur Rechten, Linken kein Entweichen,
Und unten jauchzt der grause Schlund.

Verloren! Von gewaltgem Stoße
Birst schon der Kahn im Fluthgebraus,
Und in der Wellen grimm Getose
Unrettbar schleudert er uns aus.
Da schwieg das Leben: seine Laute,
So lockend hold, verstummten ganz;
Doch Deine Liebe schlug, o Traute,
Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenschranken
Sie borsten mit dem Kahn entzwei.
Nun durft' ich innig Dich umranken,
Dich an mich pressen kühn und frei.
Du hast, o Starke, nicht gejammert,
In solcher sel'gen Todesnoth,
An den Geliebten festgeklammert,
Sankst wie ein Kind Du in den Tod!

Doch mich durchfloß in Deinem Arme
Des vollsten Lebens heiß Gefühl,
Denn Deine Brust, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Fluthgewühl.
Nun raschgewandt, ein starker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengischt hervor,
Und zum krystallnen Sternenschimmer
Hub Dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warst gerettet, mir gerettet
Für eine frische Lebensbahn;
An meine Brust lagst Du gebettet,
Und weinend schautest Du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich Deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von Deiner Liebe fessellos.

Da fiel des Lebens höchste Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt:
Frei gab Dein Mund sich meinem Munde,
Von Wonneschauern heiß durchwallt.
Da löste sich in Todesschmerzen
Das allererste heil'ge Du,
Du hauchtest es aus vollem Herzen
Mir Ueber-Ueberſel'gem zu!

Nun hat der Tod ein Band geschmiedet,
Das uns kein Leben mehr zerreißt,
Es ruhet fromm und stillbefriedet
Nun Herz an Herz und Geist in Geist.
Uns sprang aus der Vernichtung Hülle
Mit sonn'gem Aug' ein jung Geschick, —
Zu eines ganzen Lebens Fülle
Dehnt sich der kurze Augenblick!"

Nachdem Gottfried die Unmöglichkeit erkannt hatte, seine Liebe zu Johannen aus dem Herzen zu reißen, beschloß er wehmüthig, das Band zu lösen, das ihn an ein Mädchen kettete, welches er nicht mehr liebte, und durch die wilde Gluth seiner Leidenschaftlichkeit leicht hätte unglücklich machen können, wenn er sich für Ewig mit Sophieen würde verbunden haben. Wie

schwer ihm ein solcher Entschluß ward, sagt uns ein Gedicht, das bald nach Ausführung desselben auf einem Ausflug in die Ahr geschrieben ist:

„Hier war es, hier! die schmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt sie kaum,
Wo in des Herbsttags klarer Helle
Wir träumten unsern kurzen Traum.
Zum Gipfel hatt' ich Dich begleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand,
Hier zeigt' ich Dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Flusses Band.

So auf des Berges schroffster Spitze,
Selbst Alles schauend ungeschaut,
Ein Gott auf meinem Königssitze,
Zeigt' ich die Welt Dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu Deinen Füßen,
Das Haupt an Deinem Busen fest,
Empfand des Herzens Schlag, den süßen,
Den steilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verstanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich, gelöst von diesen Banden,
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch — es ist! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier,
Doch pressen traurige Gedanken
Entschwundnen Glücks die Seele mir.

Es ist geschehn — wir sind geschieden,
Ich selbst zerriß das holde Band,
Dir wiederschenken wollt' ich Frieden,
Zu mächtig war für Dich mein Brand.
Du wärest Semele geworden,
An meinem Gluthenhauch versprüht,
Dich liebend mußt' ich Dich ermorden, —
Still drum, mein krampferstarrt Gemüth!

Fort von der Stelle! fort in's Weite!
Fort in ein niebetretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite
Mit Himmelslust und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu spät die Reue, —
Das Paradies liegt weit zurück!
Eins aber ahn' ich: Deine Treue
War meines Lebens frömmstes Glück!"

So trat die einstige Seligkeit dieses Verhältnisses im Scheiden noch einmal Gottfried klar vor die Seele, vielleicht glänzender, als ihm dasselbe jemals erschienen war. Allein er glaubte, sein Loos sei geworfen, und durfte sich nicht scheuen, unverwandten Auges auf die Zahlen zu sehen, welche dasselbe wies. Er war seinem Willen untreu geworden, indem er dies Band

zerriß, aber er stand nur so wahr vor sich, seiner Braut und der Welt da. Ob er siegen, ob die Liebe, welcher Gottfried nun die Ruhe seines und eines armen Mädchenherzens geopfert, ihm Frucht bringen würde, — er wußte es nicht, aber er ergab sich auf Gnade und Ungnade Dem, der da genannt wird: „die Liebe.“

Ungerechter, als seine Braut, die sich mit Ergebung in ihr Schicksal fand, beurtheilten ihn seine falschen Freunde, zumal da seine Schwester Johanna Bögehold auch jetzt noch das neue Verhältniß auf jede erdenkliche Art zu zerreißen strebte. Am Meisten fiel dabei in die Wage, daß Frau Mockel äußerlich noch der katholischen Kirche angehörte, also vor dem Tode ihres vorigen Mannes sich nicht zum zweiten Mal verheirathen durfte.

Der erste empfindliche Schlag, welcher Gottfried traf, war die Abdankung als Religionslehrer im Thormann'schen Institut. Er empfing diese Nachricht bei Tische; der Brief war nur schlecht versiegelt, so daß man ihn ganz lesen konnte, ohne ihn zu erbrechen, und ward ihm so von fremder Hand zugestellt. Gleichfalls war in der flüchtig hingeworfenen Schrift Viel ausgestrichen, und nicht einmal ein Dank für seine langjährige und segensvolle Thätigkeit ausgesprochen.

Doch ein Unglück kommt selten allein; bald sollten andere und verletzendere Schläge nachfolgen. Denn mit der Liebe, die riesengroß in der Brust der beiden Verfolgten emporflammte, wuchs auch der Haß der Welt:

„Wie zwei arme Kinder, die spät sich verirrten im Walde,
Rufend zum Vater so bang' seh' ich uns Beiden nun an;
Schwester und Bruder klein sie trocknen einander die Augen,
Falten die Händchen und flehn: „Zeige den Ausweg, o Gott!“

So klagte Johanna; aber sie ward nicht muthlos bei der trüben Aussicht in die Zukunft. Waren doch weder sie, noch Gottfried sich einer Schuld bewußt! Sie hatten sich ja so oft resignirend entsagt, und das Schicksal sie trotz aller Vernunftvorsätze auf den wunderbarsten Wegen immer wieder zusammengeführt, bis endlich die Todespein ihren Willen in sanfter Hingabe an die unbesiegbare Liebesmacht zerbrach; — wie durfte denn Johanna jetzt nicht sprechen:

„Bereuen sollt' ich, Was mir vom Himmel fiel?
Nicht achten schuldlos, Was mich so rein beseelt?
O das sei fern mir! Klar vernommen
Hab' ich im Busen des Gottes Stimme!

Verfolgten wir denn Einer des Andern Spur?
Umstrickten wir denn wollend des Andern Herz?
Wir blieben wachsam, treue Kämpfer
Gegen die schwellende Macht der Liebe.

Aus blauer Wölbung zuckte der schnelle Blitz,
Der unverwarnt uns schmetterte Brust an Brust.
Vergiß es niemals, daß der Tod uns
Alle die nichtigen Schranken wegriß!

Was uns getrennt auch: selber erschufen wir's,
Im eignen Witz nur haben wir uns verstrickt.
Doch daß wir dennoch uns gefunden,
Das ist der ewigen Mächte Rathschluß."

## 8.

Gottfried saß mit seinen Freunden Alexander Kaufmann und dem Privatdocenten Dr. Laurentius Lersch auf seiner Stube in vertraulichem Gespräch über Kunst und Poesie des Rheinlandes. Er war den Beiden auf einem Spaziergange begegnet, und hatte sie zum Kaffee mit auf sein Zimmer genommen, das eine herrliche Aussicht auf das Siebengebirge und den Rhein eröffnete.

Fröhlich verstrich die Zeit unter ernsten und wissenschaftlichen Betrachtungen. Es war vier Uhr Nachmittags. Ein leises Klopfen an die Thür ließ sich vernehmen. „Herein!“ rief Gottfried heiter, in der Erwartung, noch einen Freund zu begrüßen. Aber sein Gesicht verfinsterte sich, als mit geheimnißvoller Amtsmiene und scheuer Höflichkeit Pastor Engels aus Köln eintrat, und erklärte, ein „Wort im Stillen“ für unsern Freund zu haben.

Gottfried führte ihn in's Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl, und erwartete das Begehren des Geistlichen.

„Ich komme im Auftrag des Presbyteriums," begann Dieser. „Es haben sich beunruhigende Gerüchte über ein Verhältniß gebildet, in dem Sie zu einer hiesigen Dame stehn sollen, und das Presbyterium hält sich verpflichtet, darüber von Ihnen eine Erklärung zu verlangen. Es hat mich beauftragt, einige Fragen in dieser Beziehung an Sie zu richten."

„Ich läugne das Recht des Presbyteriums, solche Fragen zu stellen."

„So?" meinte der Geistliche verwundert, indem er dies Wort in langgezogenem Tone aussprach.

„Ja. Das Presbyterium hat allenfalls drei Stücke bei mir zu überwachen: Reinheit der Lehre, Amtstreue und sittlichen Wandel. Es kommt ihm in dem letztgenannten Punkte also nur dann ein Anfragerecht zu, wenn ich eines unsittlichen Verhältnisses beschuldigt werde. Dies ist aber, so weit mir bekannt, nicht der Fall. Vor Allem müssen wir uns in's Klare setzen. Meint das Presbyterium meinen Umgang mit der geschiedenen Frau Mathieux?"

„Ja, allerdings."

„Dies Verhältniß hat, soviel ich weiß, noch Niemand für ein unsittliches zu halten gewagt."

„Wenn aber die Gemeinde und auch das Presbyterium an einem solchen Verhältnisse Anstoß nähmen?"

„Ich habe Das bisher nicht gefunden. Neben einzelnen ungünstigen Zeugnissen kommen mir auch manche einer gesegneten Wirksamkeit zu."

„Sie werden mir aber glauben, daß dennoch Manche Anstoß nehmen. So hat man z. B. davon gesprochen, daß Sie mit der Frau Mathieux im „Hirzekümpchen" Kaffee getrunken."

„Und Was ist denn hier mein Verbrechen? Daß ich Kaffee getrunken, oder daß ich im Wirthshaus zum „Hirzekümpchen" Kaffee getrunken, oder daß ich mit jener Dame Kaffee getrunken? Ich leugne ganz und gar das Recht eines Anstoßes, wie Sie ihn behaupten. Da Niemand mein Verhältniß zu der geschiedenen Frau Mathieux für unsittlich hält, kann die Frage nur in dem Sinne gemeint sein, ob ich dieselbe zu heirathen gedenke. Da bis jetzt keinesfalls eine Ehe geschlossen ist, hat sich auch Niemand darum zu kümmern."

Der Geistliche gab eine unbestimmte und ausweichende Antwort. Kinkel fuhr deßhalb fort:

„Indeß wenn ich etwa mit Johanna Mockel verlobt wäre, so würde das der Ehe gleich zu achten sein. Auch das ist bis jetzt nicht geschehen, obgleich ich die Möglichkeit einer Verlobung in der nächsten Zeit nicht läugnen will."

„Aber die Heirath mit einer Katholikin," eiferte der Pastor, „und mit einer Frau, die von ihrem ersten rechtmäßigen Manne geschieden ist, könnte doch bei einem Geistlichen in keinem Falle gebilligt werden. Sie wissen, daß der Ruf eines Geistlichen sehr zart ist."

„Ich kenne einen sehr wackern Geistlichen, der sonst unserer Synode angehörte, und mit einer Katholikin sich verheirathete, d. h. mit einer solchen, die aus Ueberzeugung zum evangelischen Glauben übergetreten war. Wie kann das Presbyterium wissen, Was hier die Zukunft bringen wird?“

„Es würde aber doch bei uns sehr anstößig erscheinen.“

„Das muß gleich sein. Es kommt darauf an, daß Jemand wisse, er handle nach Gottes Wort. Auch wissen Sie, daß nach dem Gesetz der evangelischen Kirche der zweiten Vermählung einer rechtskräftig geschiedenen Frau Nichts im Wege steht. Die Augsburger Confession und der Heidelberger Katechismus gestatten ausdrücklich diesen Fall, und vor wenigen Wochen hat sich die hiesige evangelisch-theologische Fakultät auf Befragen der Regierung ebenfalls für die Erlaubniß der zweiten Ehe entschieden.“

„Ja, aber —“ wandte der unermüdliche Vertreter des Presbyteriums ein, „die Gemeinde hat ein religiöses Gefühl, das man nicht verletzen darf.“

„Auf ein solches Gefühl, wenn es sich auf Irrwegen befindet, hat Niemand zu achten. Es kommt auf den Begriff an, und das Gefühl ist hier das ganz Inhaltslose. Im Mittelalter verabscheute man den Geistlichen, der überhaupt verheirathet war, und unserm Luther nahm es seine eigne Kirche übel, daß er sich verehelichte. Wir finden diese Heirath jetzt ganz in der Ordnung. Christus selbst und Paulus haben

die Gründe angegeben, unter denen das Weib nicht gebunden ist. Dies meine Antwort — melden Sie dieselbe dem Presbyterium! Da Ihre Frage officiell war, bitte ich, dieselbe zu wiederholen, damit ich auch meine Antwort officiell aussprechen kann."

Der Geistliche erfüllte die an ihn gerichtete Forderung, und Kinkel versetzte:

„So leugne ich hiemit jedes Recht des Presbyteriums, sich um diese Sache zu bekümmern, da sie noch ganz in ambiguo ist, und ich bis jetzt öffentlich weder erklärt habe, die genannte Dame ehelichen zu wollen, noch das Gegentheil; um so mehr, da ein Jeder fühlen mußte, daß die Berührung eines solchen Verhältnisses ein delikater Punkt sei. Ich leugne auch das Recht des Presbyteriums und Jedermanns an dieser Sache Anstoß zu nehmen, selbst wenn sie sich so verhielte, wie vermuthet wird."

Kinkel stand auf, der Geistliche ebenfalls.

„Und nun bitte ich, treten Sie bei mir ein, und nehmen eine Tasse Kaffee. Zwischen uns bestehe Wahrheit und Liebe, es wende sich die angeregte Sache, wie sie will! So ruhig ich Ihnen Dies sage, so fest werde ich auf meiner Ueberzeugung stehen. Lächelnd werde ich mir das Kleid meiner äußeren Ehre ausziehen lassen, um ihr getreu zu sein. Wenn Sie gegen mich gehandelt haben — —"

Er verneinte.

„Ich glaube es auch nicht. Wenn Sie es aber thäten, so würde ich darum keine Bitterkeit gegen Sie

hegen. Sie handeln nach Ihrer Ueberzeugung, ich nach der meinigen."

Beide reichten sich die Hände, und gingen herüber zu den Freunden. Heiter sprach Gottfried von gleichgültigen Dingen, und erwartete gefaßt den Erfolg seines männlichen Wortes.

Sechs Tage nachher überbrachte ihm der Postbote ein Schreiben des Presbyteriums. Der Inhalt war Kinkels Absetzungsurkunde als Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln.

## 9.

Es war der 29. Juni 1841. An diesem Tage sollte das erste große Stiftungsfest des Maikäfervereines gefeiert werden. Auch von den Mitgliedern dieses heitern Dichterbundes waren mehre Kinkel und der Königin untreu geworden, seit ihn seine Freunde flohen und seine Feinde verfolgten. Leo Hasse war der Erste aus diesem Kreise gewesen, der nicht den Muth besaß, das Anathem, welches der Salon auf Kinkel's Haupt geschleudert hatte, zu zerbrechen, und ihm sang Gottfried das herrliche Lied: „der Welt Trotz!" *) Bald darauf folgte auch Alexander Kaufmann, dessen Austritt den männlicheren Freund unsäglich verwundete, und dem eins seiner vorzüglichsten Gedichte **) gilt. Kinkels Feinde jubelten laut, als auch dieser Freund den Bedrängten verließ, sobald die sogenannten höheren Zirkel ihn hatten fallen lassen. Statt der Ausgeschiedenen waren zwei neue Mitglieder eingetreten: Karl Fresenius, der bereits im September Bonn wieder verließ und Jakob Burkhardt,

*) Gedichte S. 120.

**) Einem Verlorenen! Gedichte S. 116.

der um dieselbe Zeit nach Berlin ging, und fortwährend correspondirendes Mitglied blieb. Diesem vorzüglichen Arbeiter auf dem Felde der Kunstgeschichte, der später als Professor nach Basel berufen ward, hat Kinkel sein Werk über die Ahr gewidmet. Die Gedichte desselben sind meist Reiseeindrücke von nicht gerade erheblichem Werthe. Auch Nikolaus Becker, der gefeierte Dichter des Rheinliedes ward zum Ehrenmitgliede ernannt. Gegen Ende des Jahres trat noch Willibald Beyschlag ein, der durch die scharfe Kritik, welche er unermüdlich über seine eignen und die Werke seiner Freunde aussprach, eins der verdienstvollsten Mitglieder des Bundes ward.

Die fidelen Maikäfer waren auch in anderer, als schriftstellerischer Beziehung thätig. So hatten sie zu Anfang des Jahres Platen's verhängnißvolle Gabel im Kostüm aufgeführt, und einer ausgesuchten Gesellschaft den höchsten Kunstgenuß an diesem Meisterwerke des modernen Aristophanes erschlossen. Um beständig von den neuesten Erscheinungen auf dem Felde der poetischen Literatur Kenntniß zu erhalten, schaffte man sich dieselben auf gemeinschaftliche Kosten an, ließ sie zum Durchlesen eine Zeitlang zirkuliren, und setzte sie dann als Preise für die beste Bearbeitung eines aufgegebenen poetischen Stoffes aus, über den man sich durch Stimmenmehrheit oder wechselndes Vorschlagerecht einigte. Damit keine Unbilde einträte, fügte man die Bestimmung hinzu, daß, Wer den Preis erhalten, für

die nächsten drei Preisaufgaben von dem Recht des Gewinnes ausgeschlossen sei. Endlich sollten die eingelieferten Arbeiten von Einer Hand abgeschrieben, und ohne Angabe der Verfasser Einem oder dreien auswärtigen Richtern übergeben werden, deren Urtheil über die Ertheilung des Preises entschied.

Zu der heutigen Feier waren als Ehrengäste Herr und Frau von Binzer aus Köln eingeladen, und auch Schlönbach eingetroffen. Um zehn Uhr versammelten sich die männlichen Mitglieder in der Wohnung des Ministers Kinkel und begaben sich um elf Uhr in die mit Epheu und Blumengewinden zierlich bekränzte Wohnung der Königin. Eine Stunde nachher eröffnete der Minister das Fest mit einer geistvollen Rede über Tendenz, Geschichte und gegenwärtigen Bestand des Vereines wie auch über die bisherigen Leistungen der einzelnen Mitglieder. Zuletzt gab er einen Bericht über die Preisaufgabe und Ankündigung der neuen bis zum 1. Januar 1842 einzuliefernden Dichtung. Nun erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgaben über Otto den Schützen, das diesmalige Thema zur Vorlesung kommen sollten. Dann trennte man sich nach Absingung des von Alexander Kaufmann gedichteten und von Johanna Mockel componirten Maikäfer-Nationalliedes, das nur zufällig, weil eben kein anderes vorhanden war, zu diesem Rang erhoben ward. Die darin enthaltene Aufforderung zur Ehe war vollkommen tendenzlos.

## Maikäfer flieg'!

„Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer flieg'!
Goldkäfer sprach: So sei doch klug!
Bist ja noch lang' nicht schmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?
Maikäfer, flieg'!
Ei, wie man nur so fragen kann!
Schaff' Dir erst goldne Flügel an,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Hirschkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang' nicht schmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?
Maikäfer, flieg'!
So schaff' Dir erst ein Prachtgeweih',
Als ob Dein Vater König sei,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Mistkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang' nicht schmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?
　　Maikäfer, flieg'!
Paß' auf, und höre meinen Spruch:
Schaff' erst Dir guten Wohlgeruch,
　　Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog weit und breit,
　　Maikäfer, flieg'!
Wo kauft' man goldne Flügelein
Und Hirschgeweih und Düfte fein? —
　　Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog lang umher,
　　Maikäfer, flieg'!
Und ward ein alt Maikäferlein,
Und blieb doch, wie Maikäfer sein, —
　　Maikäfer, flieg'!

Maikäfer ward betrübet sehr,
　　Maikäfer, flieg'!
Und sprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt, und kriege kein', —
　　Maikäfer, flieg'!

Und Was man lernt aus der Geschicht'?
　　Maikäfer, flieg'!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk Dich nicht zu sehr, —
　　Maikäfer, flieg'!"

Um drei Uhr Nachmittags eröffnete Frau Mockel die Vorlesung mit einem von ihr verfaßten Liederspiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos: „Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abentheuern.“ *) Alles hing stumm an seinen Lippen, und ein nicht enden wollender Beifallssturm brach aus, als er zum Schlusse gelangt war. Die Zuhörer fühlten, daß seit dem Mittelalter die deutsche Literatur nicht Eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Gottfried im Rausch seiner neuen Liebe in der kurzen Frist dreier Monate vollendet hatte. Die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur, an der es unserer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor und die Verherrlichung einer edlen Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Jünglinge und Jungfrauen.

Nun folgte noch ein Romanzenkranz in sechs Abtheilungen von Schlönbach und ein anonymer humoristischer Cyklus in zwölf Orgelliedern von Kinkel, die gleichsam eine Parodie seiner herrlichen Dichtung bilden, und hier einen Platz finden mögen:

---

*) Gedichte S. 169—266. Auch besonders abgedruckt und bereits in der dritten Auflage (Miniaturausgabe mit Goldschnitt) bei Cotta erschienen.

# Das Schützenlied.

In zwölf Volkstönen,

gar lustig zu lesen und zu hören.

---

## Erster Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Historie von Otto dem Schützen auf die Orgel gesetzet, wie auch in parenthesi, daß solche einen Groschen kostet. Item werden frühere Autores, welche dieselbige Historie sich zum Vorwurf genommen, scharf kritisiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein schön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und seiner Braut,
Und wie er ward zu Klev' getraut:
Das Lied kost einen Groschen.

Das ist geschehen, Das ist wahr,
Ein tausend drei hundert im zwei und vierzigsten Jahr.
Und weil das ist schon gar so lang,
So ward auch dieser Vers zu lang:
Das Lied kost einen Groschen.

Es hat zuerst ein braver Mann
Dem Liedel seine Ehr' gethan,
Von Arnim ist's der wackre Graf,
Der setzt' es in Komödie brav:
Das Lied kost einen Groschen.

Darauf von Schwaben kam Herr Schwab,
Der ihm ein buntes Kleidchen gab;
Zuletzt der Doktor Simmerock
Schnitt ihm gar einen knappen Rock:
    Das Lied kost einen Groschen.

Da haben wir's zu allerletzt
Zum Leierkasten hübsch gesetzt:
Nun kommt und hört dies neu Gedicht,
Und kriegt das Lied den Preis auch nicht:
    Wir kriegen doch den Groschen.

## Zweiter Ton.

Hier wird erzählet, wie es zu Marpurg gedonnert, und wie Otto sollte ein Mönch werden, wollte aber nicht.

Im Schloß zu Marpurg donnert's schwer,
Der Herr kam von der Wartburg her;
Im lichten Panzer steht er da,
Und hoch vom Schloß zu Thal er sah,
Thüringens eiserner Heinrich.

Es nah'n die Knaben sich allbeid,
Zu hören sein Gebot bereit,
Der ält're schwächlich, klein und bang,
Der jüng're froh und stark und lang.
Die Söhne des eisernen Heinrich.

„Du, Heinrich, folgst mir nach im Lehn,
Sollst Ritterkünste wohl verstehn,
Die lehr' ich Dich zu dieser Frist,
Weil Du mein Erstgeborner bist,
Ich selbst, der eiserne Heinrich

Du, Otto, sollst mir geistlich sein.
Ein Bisthum schaff ich Dir am Rhein —
Sollst lernen nun der Bücher Kunst,
Schon warb des heil'gen Vaters Gunst
Dein Vater, der eiserne Heinrich.

Auf nach Paris, der Künste Zier!
Du, Heinrich, reitest zu Hof mit mir,
Beschlossen hat's mein fester Sinn,
Gehorcht und scheidet rasch, ich bin,
Ihr wißt's, der eiserne Heinrich."

Die Beiden sanken sich in Arm,
Heinrich ward kalt und Otto warm,
Doch schwieg er still, und neigte sich
Beim Abschied mild und ritterlich
Dem Vater, dem eisernen Heinrich.

## Dritter Ton.

**Worin der Junker Otto einen Selbstmonolog hält, und sehr vernünftig von der Möncherei redet. Gut für ungehorsame Kinder zu lesen.**

„Mein Haupt, umflogen vom wallenden Haar,
Und möchtest Du werden geschoren und baar?
Du zuckender Arm voll nerviger Kraft,
Dich bände das Kloster mit schläfriger Haft?

O Jugend, o Leben, o Lust verrauscht,
Die Glut mit frostigem Schnee vertauscht!
Dich mißt' ich, du zierliche Armbrust mein,
Und spielte mit Kreutzen und Todtengebein?

O Jagdruf, heute zum letzten Mal
Sollt' ich dich jauchzen in's hallende Thal,
Aus Meßbuch morgen und Priesterbrevier
Singen erbauliche Sprüchlein für?

O nein, mein Vater! Ist hart Dein Muth,
In mir auch klopfet Dein schäumend Blut —
Sie nennen Dich laut den eisernen Mann,
Drum hättest Du selbst so wie ich nun gethan.

Dort unten im Thale, da gehet die Bahn,
Und drüben da steiget der Fels hinan —
Dahinter der düster unwirthliche Tann,
Wo Keiner erjaget den flüchtigen Mann.

Im Garten der Fels, wo als Knab' ich so viel
Hinab mich gelassen im wagenden Spiel,
Noch kenn' ich die Stufen, — wohlauf und wohlan,
Ein rascher Beschluß, und so ist es gethan!"

Auszog Herr Otto den Ritterrock,
Die Kutte hing er hinauf an den Pflock:
„Fahr wohl, du Adel, du Bisthum am Rhein,
Ein Dienstmann bin ich, doch Freiheit ist mein!"

## Vierter Ton.

In welchem kläglich dargestellt wird, wie einem professori der schönen Künste zu Muthe sei, wenn er kein Collegium zu Stande gebracht.

Paris ist eine große Stadt,
Darin ein großes Kloster.
Da stand im geistlichen Ornat
Mit Kutt' und Paternoster
Ein Meister der gelehrten Kunst,
Der hielt aus Büchern blauen Dunst
Bereit schon für Herrn Otto.

Erst wollt' er ihn Exegesin
Und dann Moral auch lehren,
Hierauf den herben Rittersinn
Mit Fasten streng bekehren.
Zuletzt noch in die schwarze Kunst
Wollt' er aus ganz besondrer Gunst
Einweihen den Herrn Otto.

Hohl ist die Wang', die Nas' ist lang,
Die Augen trüb und friedlich;
Vom Lehren sind die Lungen krank,
Doch Lehrens unermüdlich:
Er weiß, daß Fürstensöhne ja
Gern hören privatissima,
Drum harrt er auf Herrn Otto.

Doch ach, er harret lange sehr,
Herr Otto scheint zu schwänzen;
Er spricht: Das muß ich tadeln schwer,
Ich geb' ihm Pönitenzen.
Weh, wenn den Anfang er verliert!
Nicht gründlich wird introducirt!
Der faule Landgraf Otto.

Ein Hessischer Commilito
Kam endlich angezogen,
Und Der verkündet's keck und froh:
Herr Ott' hat Euch betrogen;
Es ist, Gott weiß in welches Land,
Vor Euch, Ihr Herren, durchgebrannt
Der muthige Herr Otto.

Da wurde des Professor's Nas'
Viel länger noch zusehens,
Daß er des Witzes gar vergaß
Und seines Vielverstehens;
Es fiel ihm, eh's begonnen, um
Sein länglich privatissimum
Durch Dich, o böser Otto.

## Fünfter Ton.

### Ein feines Lied für gute Waidgesellen.

Zum Roßkamm trat Herr Otto ein,
Er bot ihm rothes Gold:
Gib mir Dein allerbestes Roß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
  Ein Schütze will ich sein.

Im Wald, im Blätterdämmerschein,
Da steht des Försters Haus:
O Förster, gib mir ein gut Geschoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
  Ein Schütze will ich sein.

Herr Waffenschmied, aus Deinem Schrein
Gib einen Jagdspeer mir,
Soll in Gefahr mir sein Genoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
  Ein Schütze will ich sein.

So zog er heimlich und allein
Vom Kloster fern o fern,
Und fern von seines Herrn Vaters Schloß —.
Wollt' reiten mit Sankt Huberts Troß,
  Ein lustiger Schütze sein.

## Sechster Ton.

Hier hebet sich der Autor über sich selber, und beweiset, daß er auch lange und vornehme Verse machen kann, bringt auch am Ende eine zierliche allegoriam vor, die er dem heidnischen Gott Cupidini abgeborget.

Ihr Herrn, Das sind mir Kinderpossen!
Auf sechszig Schritt in's Ziel geschossen,
Das hab' ich oft als Knabe schon.
Auf hundert Schritt den Bolzen senden,
Laßt diesen Wettkampf uns vollenden —
Darnach bestimme, Fürst, den Lohn!

Und wie Herr Otto Das gesprochen,
Hat eine Gert' er abgebrochen,
Die steckt er in den losen Sand.
Nun drauf und dran! Die Bolzen schwirren,
Doch Alle ab vom Ziele irren,
Da nimmt sein Schießzeug er zur Hand.

Paßt auf! Er zielt mit festem Arme,
Umringt vom murr'nden Jägerschwarme,
Die Senne klascht, der Bügel klingt,
Hin saust der Pfeil — Wer mag's begreifen?
Der schmale Stab zu zweien Streifen
Wie eine Wünschelruthe springt.

Sprach Graf Hubert: Dich muß man fassen,
O wackrer Schütz, und auf Dich passen,
Daß Du nicht wie Dein Pfeil entfliegst!
Ich gebe Sold Dir, Schwert und Rosse;
Nur sorge, daß mit dem Geschosse
In Klev' Du stets wie heute siegst!

Ich aber sag' Euch ungelogen:
Der Pfeil ist doch vorbeigeflogen,
Die Jungfrau dort ward bleich geschwind.
Die hat er wider sein Verhoffen
Mit sicherm Schuß in's Herz getroffen, —
Das war des Grafen einzig Kind.

## Siebenter Ton.

Hier schreibet der Poet Verse, welche so unbegreiflich und aus der Maßen künstlich sind, daß billig zu vermuthen, er habe sich dieselbigen von einem andern und bessern Meister des Gesanges verfertigen lassen. Es ist aber ein Zwiesprach zwischen dem schönen Otto und der jungen Elsbeth, und muß mit gerührtem Gefühl gesungen werden.

In dem Hof des Schlosses
Sing ich leise,
Elsbeth, Dir die frühe Tagesweise.
Weh' mir meines Rosses,
Meines Falken, meines starken Hundes,
Du mein Herz, Du wundes,
Reißest fort mich aus der Freuden Kreise.

„Hörst mich, stolzer Schütze,
Vom Balkone,
Wo in hoher Ehren Schein ich throne?
Weh'! Was sind mir nütze
Meine Jugend, meine schlanke Schöne?
Lockend Deine Töne
Schimmern heller, als die Grafenkrone.“

O so neige, neige
Dich hernieder
Auf der Liebe rettendem Gefieder!
Deine Huld mir zeige!
Friedsam will ich Dir die Hütte bauen
Fern im Waldesgrauen,
Ewig klingen dort Dir meine Lieder!

„Weh'! Du wilder Knabe!
Fort von hinnen
Mit des Raubes frevelndem Beginnen!
Jungfrau bis zum Grabe
Will in öden, liebeleeren Mauern
Einsam ich vertrauern,
Ewig stumm soll meine Thräne rinnen!“

Ach, Du hast beschlossen,
Und mit Beben
Fühl' ich mich, wie Dich, in Tod gegeben!
Morgenroth ergossen
Strahlt im Osten — fort zum stillen Walde!
Dort der Bergeshalde
Will ich klagen ein verlornes Leben!

---

## Achter Ton.

Worin in sieben Versen das siebenfältige Wehe über den jungen Bößwicht Otto ausgerufen wird.

Der alte Landgraf ritt im tiefen Wald;
Sein Haar war grau, sein Blut in Adern kalt.
Er dachte bang an sein erlöschend Haus,
Und rief in Sturm und Wetternacht hinaus.
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Mein Heinrich starb in schwerer Ritterzucht.
Zu streng war ihm des Helm's und Panzers Wucht;
Mein jüngster Sohn, Du warst von meinem Mark,
Stahl war Dein Herz, Dein Arm so fürstlich stark —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Nicht freuet fürder mich mein ödes Land,
Ein fremder Erbe nimmt's aus meiner Hand,
Und geh' ich ein zur stillen, stillen Ruh,
Drückt mir mein Fleisch und Bein das Aug' nicht zu —
Weh' mir um Dich, mein Otto.

Er ritt mit Klaggeschrei den Tann hindurch,
Er kam zu Nacht an des von Homburg Burg:
Thu auf, Vasall, dem freudelosen Herrn!
Einst saß bei Deinem Becher ich so gern —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg öffnet' ihm des Schlosses Thür,
Er trat mit altersgrauem Haupt herfür,
Er half dem Lehnsherrn von dem Roß geschwind,
Und beide Greise klagten in den Wind:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg sprach: Bei Gott ist Gnade viel!
Laßt morgen pilgern mich zum fernen Ziel.
Von Aachens Wundern gehn die Kunden um,
Dort bet' und klag' ich laut im Heiligthum:
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Und willst Du thun für mich den fernen Zug,
Das lohn' ich Dir mit Gold und Gunst genug;
Mir aber bleibt, bis Du zurückgekehrt,
In meinem Mark ein doppelschneidig Schwert —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

---

## Neunter Ton.

### Worin der Autor seine eigentliche Meinung vom Wein und von desselbigen vortrefflichen Eigenschaften fleißig auseinandergesetzt hat.

Das Pilgern macht doch müd' und matt,
Fahr' wohl nun, alte Kaiserstadt!
Nun will, wo Kleves Banner wehn,
Beim Wein ich noch zu Raste gehn —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Dort war's, wo ich als Knapp' vorzeit
Mich meiner Jugend hoch gefreut.
Ich weiß, daß Graf Hubertus oft
Beim Becher meiner Rückkehr hofft —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Es saß bei seinem Gast der Graf,
Sie jubelten und tranken brav.
Der Graf war klüger als sein Gast,
Und hat ihm lustig aufgepaßt —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Du hast, ein freier Rittersmann,
Heut' Morgen seltsam Ding gethan:
Nun leg mir's, Homburg, aus beim Wein,
Der wird just nicht Verräther sein —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Da hab' ich einen wackern Schütz,
Der ist zu jedem Dienst mir nütz;
Vor Dem hab' ich Dich neigen sehn —
Ja, Homburg, magst mir's nur gestehn —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Und habt Ihr's wirklich denn geschaut,
Thut's Noth wohl, daß man Euch vertraut,
Das ist des Landgrafs letzter Sohn,
Der erbt sein Land und seine Kron' —
Der Wein ist ein guter Gesell.

Ist's so, Das soll mich nicht gereun —
Ich will mich seines Schreckens freun!
Er that mit meinem Kind vertraut;
Stoß' an auf Bräutigam und Braut —
Der Wein ist ein guter Gesell.

## Zehnter Ton.

Dieses ist ein moralisches Stück, und enthält einen beweglichen Zwiesprach unter Mutter und Tochter. Ist für junge Mägdlein nütz, und auch ergötzlich zu hören, dieweil am Ende von jedem Vers ein Mann steht.

O Töchterlein, Du bist entehrt!
Dein Vater will Dir schlimm,
Er gibt Dich keinem Ritter werth,
Beschlossen hat's sein Grimm:
Er stößt Dich fort aus Hofes Bann
Und gibt Dich einem schlechten Mann.

O Mutter, da sei Gott dafür!
Ich bin sein eh'lich Kind,
Und wies' er mir so rauh die Thür,
Er wär' nicht fromm gesinnt!
Was hab ich Arme denn gethan,
Daß mich gewinnt ein schlechter Mann?

O Töchterlein, es bangt mir sehr,
Bekenne Du mir's frei!
Du hast verloren Deine Ehr',
Und kommst in bös Geschrei.
Sprich, ob Dein Magdthum nicht gewann
Von unserm Hofgesind ein Mann?

O Mutter, ich bin Euer Blut,
Das Blut ist keusch und rein!
Wohl hab' ich kecken Jugendmuth,
Doch saß ich stets allein
Im Kämmerlein und sang und spann —
Noch weiß ich nichts von einem Mann!

So wiss' es denn, o Elsbeth mein,
Beschlossen ist der Rath,
Du mußt des Dienstmann's Gattin sein,
Ihm dienen früh und spat —
Maria helfe, wenn sie kann,
Sonst wird der Otto Schütz Dein Mann.

Frau Mutter, ist's der Otto Schütz,
Da laßt die Sorgen ruhn,
Gewiß es ist den Kindern nütz:
Der Eltern Willen thun.
Ein Schütz, der zielen und treffen kann,
Der dünkt mich doch kein schlechter Mann!

---

## Elfter Ton.

Ein dramatisches Stück: Begreift in sich einen Zwiesprach des Herrn Otto und seines Pferdes, wobei es dem Pferde übel ergeht.

Herr Otto jagt sein starkes Roß,
Daß ihm das Blut vom Sporen floß,
Und hinter ihm mit Hörnerschall
Mit Hundgebell und Hufgeprall
Da sauset die wilde Jagd.

Oft jagt' ich auf der muntern Birsch
Den Keuler und den schlanken Hirsch,
Nun bin ich selbst ein flüchtig Wild,
Mich hetzt durch Forst und Korngefild
Wie rasend die wilde Jagd.

Du, Kleve, das mir Heimath gab,
Du wirst nun meines Glückes Grab!
Auf's Neue droht dem flücht'gen Mann
Der Kirche Zorn und Klosterbann,
Fort, fort in die wilde Jagd!

Umsonst! da liegst Du, treues Roß,
Und nah' schon keucht der Sklaven Troß —
Da kommt der Schweißhund schon heran
Auf meiner blutgedüngten Bahn —
  Da ist sie, die wilde Jagd!

Verloren — nun so sei's geschehn!
Wer mag dem Schicksal widerstehn?
Ade, mein lang und lockig Haar,
Ade, Du Welt, für immerdar,
  Ade, Du wilde Jagd!

---

## Zwölfter Ton.

Worin der Autor dem Schützen Otto, und seiner geliebten Elsbeth, item diesem Büchlein und dem geneigten Leser zum Abschied seinen Segen ertheilt.

Kommst Du, mein frevelnder Gesell?
Schau, wolltest uns entfliehn so schnell
Und jagtest fort im Nu?
Dein Frevel hat Dein Roß gefällt,
Nach Fug mein starker Arm Dich hält —
Was sagst Du nun dazu?

O! schwer ist Deiner Thaten Wucht!
Du bist entflohn des Vaters Zucht,
Entflohn der Klosterruh'!
Du hast mir hier mein eigen Kind
Berückt zur Liebe arggesinnt —
Was sagst Du nun dazu?

Herr Graf, ich hab' die Schuld gesühnt,
Euch hab ich immer treu gedient,
Ihr gabt es selbst mir zu!
Sprecht ohne Zaudern Euren Spruch,
Zum Dulden bin ich alt genug —
Was sagt Ihr nun dazu?

Wohlan, hast Du so viel Geduld
Zur Buße Deiner schweren Schuld,
Vernimm nun, was ich thu'?
Hier steht geschmückt mein Töchterlein,
Der sollst Du gleich vermählet sein —
Was sagst Du nun dazu?

Du schaust mich an, als wär's ein Spott?
Fürwahr nicht, bei dem höchsten Gott!
Nun, Homburg, rede Du!
Ihr Ritter meines Hofs, der Schütz
Ist mehr als mancher Andre nütz —
Was sagt Ihr nun dazu?

Herr Homburg kniet vor Otto hin:
Dir neig' ich mich mit treuem Sinn,
Thüringen's Herzog Du!
Dein Bruder starb, Dein Vater winkt,
Der Fürstenhut von Hessen blinkt —
Was sagst Du nun dazu?

Da hub sich Otto hoch empor,
Zum Grafen trat er rasch hervor,
Und sprach in stolzer Ruh:
So werb' in höchster Ehren Schein
Herr Graf, ich Euer Töchterlein, —
Was sagt Ihr nun dazu?

Da öffneten in Herrlichkeit
Sich der Kapelle Pforten weit,
Der Pfaff' war da im Nu.
O, Vater, der schon nah' dem Grab
Den letzten Sohn verloren gab —
Was sagst Du nun dazu?

Hier endet sich das Schützenlied,
Wie mir's zu singen Gott beschied,
Nun macht das Büchlein zu.
Ihr lieben Leser, schenkt mir Gunst,
Ich sang das Lied nach guter Kunst —
Was sagt nun Ihr dazu?

---

Nur Eine Stimme wurde laut, als über den Preis entschieden werden sollte. Bescheiden beugte Gottfried sein Knie vor der Königin, die ihm den unverwelklichen Lorbeerkranz um die brennende Stirn legte, während das Abendroth seine glühendsten Strahlen über das verklärte Antlitz des Dichters warf.

Bald darauf schieden die auswärtigen Gäste; die ordentlichen Mitglieder aber blieben noch bis spät in die Nacht in fröhlichem Gespräch bei Wein und Gesang versammelt. Schon hallte die Thurmuhr Mitternacht, als Gottfried einsam durch die Poppelsdorfer Allee seiner Wohnung zuschritt, um nach den großartigen Eindrücken des vergangenen Tages friedlichen Schlummer zu erwarten.

---

## 10.

In den Herbstferien desselben Jahres machte Kinkel mit Fresenius eine Reise nach Nürnberg, die der Letztere für den „Maikäfer“ in einigen Extra-Nummern beschrieb, während der Erstere die Idee zu seinem herrlichen „Traum im Spessart“*) empfing, und den Anfang mit nach Haus brachte, der jedoch damals nicht vollendet ward. Außer einer bedeutenden Anzahl kleinerer Gedichte**) schrieb Gottfried ein Lieder-

---

*) Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart, Cotta, 1849. S. 1.

**) Gedichte. — Scipio. S. 3. Das Rosenpaar. S. 28 Die Windsbraut. S. 32. Schlachtgesang der Kandioten. S. 42. Prolog eines mittelaltrigen Drama's. S. 44. Leumund S. 63. Dithyrambus der Nacht. S. 75. Elegie. S. 82. Auf der Wanderschaft (mit Ausnahme des geistlichen Abendliedes, das am 21. October 1840 unter den rauschenden Wipfeln der Braunsburg im Abendscheine gedichtet ist) S. 101—108. Anfrage. S. 109. Zu Lessing's Hochzeit. S. 113. Einem Verlornen. S. 116. Der Welt Trotz! S. 120. Einmal und ewig. S. 122. Als Brief. S. 127. Menschlichkeit. S. 135. Abendmahl der Schöpfung. S. 137.

spiel in drei Aufzügen: „Friedrich Rothbart in Suza oder Vasallentreue,“ ein wunderliebliches Bild, das am 7. Juli 1841 in Einem Tage und Einer Nacht geschrieben ist. Zu einer Gesellschaft mehrer Freunde erbot sich Gottfried am Tage vorher, in dieser kurzen Zeit ein ganzes Bühnenstück zu schreiben, falls ihm Jemand ein poetisches Sujet aufgeben wolle. Andreas Simons schlug den obengenannten Stoff vor, und Gottfried brachte ihm am nächsten Abend dies reizende Lustspiel, das bald durch den keckſten Humor, bald durch die kindlichste Natürlichkeit, bald durch heroischen Pathos, überall aber durch die Frische und Lebendigkeit der Diction fesselt. Auch das Trauerspiel „Katharina Howard von Alexander Dumas“ hat Kinkel um diese Zeit aus dem Französischen übersetzt.

Zu Anfang des Jahres 1842 erhielt er trotz aller Verläumdungen seiner Collegen und falschen Freunde zum dritten Mal eine Remuneration als Anerkennung seiner Thätigkeit auf dem evangelisch-theologischen Katheder. Wie edel er überhaupt allen Angriffen hinterhältischer Buben die Stirn zu bieten wußte, davon zeugen alle jene Gedichte, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. So entstand auch das Gedicht: „Scipio“, nach eigenem Zeugniß „geschrieben als Arzenei gegen vielfache Medisance“. „Hab' des Pöbels Gemeinheit auf Reimchen gesetzt, — das ist Alles, was sie ausrichten. O pauvres diables!“

„Still wird's — dann jauchzt es in der Runde.
Frei, frei von Schuld aus jedem Munde:
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam.“ *)

An Johanna's starker Brust konnte Gottfried mit Recht die Kleinlichkeit des ihn umstarrenden Spießbürgerthumes verachten. „Man will doch die Religion in's Leben hineinbilden, und das lobt Jeder,“ sagte sie ihm oft. „Versucht man's mit der Poesie, und macht Ernst, so schreien sie über den Hochmuth und die Vermessenheit des nach Freiheit ringenden Geistes, der ein Höheres bedarf, als ihre alltägliche Erbärmlichkeit.“ — Außer den in der Gedichtesammlung enthaltenen Erwiederungen auf solche Anfeindungen, schrieb Kinkel noch manch' anderes Lied, namentlich eine Anzahl von Epigrammen, die sich auf sein Liebesverhältniß beziehen, und von denen ein paar hier mitgetheilt werden mögen, um die gesunde Kritik zu zeigen, welche unser Freund in solchen Fällen bewies:

---

*) Gedichte. S. 5. Unter andern beziehen sich auf solche Verdächtigungen boshafter Freunde auch die Gedichte: Leumund S. 63. Triumph des Dichters. S. 65. Dithyrambus der Nacht. S. 75. In's Weite. S. 101. Der Welt Trotz! S. 120. Der Fröhliche. S. 133.

1.

„Ich lebe frisch und lebe frei,
Gleich heißt es, daß zu scharf ich sei;
Du für Gemeinheit fühlst zu groß,
Gleich bist Du fühl- und sittenlos: —
Ei, laß das Lumpenpack nur gehn,
Uns aber fest zusammenstehn!

2.

Wollten wir unser Wesen lassen,
Sie würden uns drum nicht minder hassen;
Denn eigentlich sind sie vor Neid so blind,
Weil wir so überglücklich sind.

3.

Gefragt nach rechten Lebens Pfade,
Sprach Sanct Antonius treu und schlicht:
„Ruhe vertrauend in Gottes Gnade,
Und Vergangnes bereue Du nicht!“

4.

O Stern Orion, du mein Bild!
Von Ewigkeit stürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältst in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenschild!

5.

Nur zu Einem fest entschlossen:
Unglück oder Kraftgenuß!
Aus dem Schwanken trägverdrossen
Hebt Dich stets beglückend der Entschluß.

6.

Seitdem die Schuld sich angefangen,
Ist Eden fort in den Himmel gegangen;
Wer's erben will, schau' nie zurück: —
Vor uns liegt Paradieses Glück!"

So vermochte ihm die Gluth, mit der Gottfried liebte und geliebt ward, Kraft in jedem Kampfe zu geben; wehmüthig und stolz zugleich sagte ihm Johanna:

„In Trümmer sank die Hütte grünumlaubet,
Die stillbescheidnen Sinns Du Dir erbaut;
Die Gunst der Welt (Wer hätt' es je geglaubet?)
Fiel von Dir ab, seit Du der Lieb' vertraut.
Doch hat sie Alles, Alles Dir geraubet
Mit Einem Kuß, die wilde Flammenbraut: —
Sie hat entsiegelt ew'gen Quell der Lieder,
Du trankest Jugend, alterst nimmer wieder!"

In diesem Winter erhielt Kinkel durch Ferdinand Freiligrath die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes Hugo Dünweg. Der geniale Jüngling hatte den zermalmenden Druck des prosaischen Alltagslebens nicht ertragen können; wild und stürmisch war er von Genuß in Genuß getaumelt, und hatte sich zuletzt im Leben nicht mehr zurechtfinden können. Wüste Gesellen hatten ihn zu Mainz in ihre bakchantischen Kreise gelockt, ein phantastischer Verkehr mit Schauspielern und Tänzerinnen sollte den Geistesfunken in ihm fiebrisch aufstacheln, und ein wilder Taumel der Lust die Armseligkeit des eignen Glückes fortlügen. Hugo suchte nicht diesen Rausch, weil er Unedles gewollt hätte; allein er verstand nicht die Welt, in welcher sein Geist sich tummeln mußte, und so sprengte er hastig durch alle Gebiete des Lebens, ohne die Rast zu finden, der sein Herz nachjagte. Endlich kehrte er nach Barmen in's Vaterhaus zurück, aber sein Geist war gebrochen, und nur durch wilden Genuß geistiger Getränke vermochte er den Schmerz eines ihm werthlosen Daseins zu vergessen. Oft auch stand er auf der Anhöhe bei Hohensieburg, und schaute wehmüthig in das vertauchende Abendroth oder auf das lachende Thal, das sich ihm zu Füßen hinbreitete. Dort auf der Spitze des Berges liegt er begraben. Die Stätte, wo sein müder Geist die ewige Ruhe fand, bezeichnet ein einfacher Denkstein, den ein weißes Geländer umzieht. — Kinkel sandte an Freiligrath nur wenige Zeilen, legte aber beziehungsvoll das wehmüthige Gedicht von Eichendorff bei:

## Frühlingsfahrt.

„Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum ersten Mal von Haus
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten trotz Lust und Schmerz
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und Wem sie vorübergingen
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erste der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt;
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in der Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen: —
Ach, Gott, führ' uns liebreich zu dir!" — — —

Dadurch, daß Kinkel am Donnerstagabend immer seine Zuhörer bei sich versammelt sah, und sich ihnen in fröhlichem Gespräch, ernster Wissenschaftlichkeit und heiterm Jugendmuthe hingab,*) wuchs sein Anhang unter den Studenten fast zur Stärke einer Partei heran. Seine Vorlesungen gehörten zu den am Zahlreichsten und Regelmäßigsten besuchten, und seine Collegen waren ernstlicher, als je, darauf bedacht, den ihrem Rufe gefährlichen Privatdocenten zu stürzen. Nitzsch hatte ihm schon früher den Rath ertheilt, sein Verhältniß mit Johanna Mockel abzubrechen: „Dann würde die Fakultät seine Anstellung als Professor extraordinarius nicht verhindern." Als Gottfried

*) Der Fröhliche. Gedichte S. 133.

diesen Rath nicht befolgte, erklärte Professor Bleek in einer Falkutätssitzung Mitte Juni 1842, er werde niemals in eine Anstellung Kinkel's einwilligen. Sack, Nitzsch und Bleek warnten ihn deßhalb entschieden, sich jemals um eine Professur zu bewerben, weil alle seine Bemühungen erfolglos sein würden, und so blieb unserm Freunde wenigstens das Bewußtsein, recht und ehrlich gehandelt zu haben:

„Da begannen sie zu drücken,
Ihm das Brod vom Mund zu rücken, —
Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsbläue,
Ihm auch der Studenten Treue,
Und sein Liebchen treu und fein.
Mochten sie ersticken, sticken,
knicken, knicken: —
Er ward groß — sie blieben klein!“

Gegen Ende des Jahres erhielt Kinkel von Nitzsch wie auch vom Bonner Presbyterium eine officielle Rüge: „weil er sich als Mitglied in das Carnevalskomitée habe wählen lassen. Er bewies dem unbegründeten Tadel gegenüber, daß er im Gegentheil geradezu erklärt habe, er könne eine etwa auf ihn fallende Wahl nicht annehmen.

Da ihm jedoch diese böswilligen Kabalen, welche von seinen Gegnern unermüdlich fortgesponnen wurden, den Aufenthalt in Bonn verleideten, suchte er mehrfach

auf anderen Universitäten um eine Anstellung nach. So bewarb er sich, als Professor Kling nach Bonn berufen wurde, um die durch dessen Abgang in Marburg erledigte Lehrstelle. Zugleich legte er einen Brief an Professor Henke, den damaligen Rector magnificus dieser Hochschule, bei, in welchem er mit der größten Offenherzigkeit unumwunden die Gründe mittheilte, weßhalb er von Bonn versetzt zu werden wünsche. Vielleicht war eben diese Ehrlichkeit Schuld, daß Kinkel die gesuchte Stelle in Marburg so wenig erhielt, als einen bald darauf in Zürich vakant gewordenen Lehrstuhl. Eine Versetzung von Bonn nach einer anderen Landes-Universität konnte er nur mit Anstellung verbunden annehmen; aber hier trat ihm stets der Haß und die Bosheit in den Weg.

Wie sehr ihn sonst sein Lehrberuf befriedigte, sehen wir aus folgenden Strophen:

„Die Fenster noch geschlossen
Vor wildem Wetter der Nacht —
Wie dringt am schönen Morgen
Die Sonne herauf mit Macht!

Sie trinkt die feuchten Nebel
Mit ihrem heißen Kuß,
Die in den Schluchten dampfen
Vom nächtlichen Regenguß.

O stolze Manneswonne:
Ueber des Nebels Wehn,
Gleich dieser Sommersonne,
Segenspendend zu stehn!“

Auch im Maikäferverein fand Kinkel oftmals Ersatz und Trost für das Unrecht, das ihm die arge Welt zufügte. Hier begegnete ihm auch Joseph von Rehfues, der geistreiche Dichter des Scipio Cicala, ein Mann, der nicht, wie die Meisten, von Vornherein mit seinem Urtheil fertig war, und dessen milde Freundlichkeit auf Gottfried den anziehendsten Eindruck machte. Welch' ein Gegensatz zwischen diesem Poeten und den ränkevollen Theologen, an denen man klar erkannte, wie groß Jemand in der Wissenschaft, wie bornirt im sittlichen Urtheile sein kann, und wie kräftig noch der alte Pharisäer lebt.

Als neue Mitglieder traten 1842 in den Maikäferverein Hermann Behn-Eschenburg, Wilhelm Seibt, Albrecht Schöler und A. Wolters ein, von denen nur der Erstere ein ziemlich hervorragendes Talent besaß. In diesem, wie in dem folgenden Jahrgange spielt die Politik die wichtigste Rolle, der leichte Humor verschwindet, und der Ernst des Lebens zieht sich auch durch die mitgetheilten Dichterwerke hin. Als nicht politisch erwähnen wir aus dieser Zeit ein romantisches Schauspiel mit Gesang in 4 Aufzügen, „die Assassinen“ betitelt, das Kinkel im October und November 1842 schrieb, während Johanna die eingelegten

Lieder componirte. Außerdem sind von einer ganzen Reihe von Dramen: Otto der Erste und Heinrich, die Mauren in Spanien, Franz von Sickingen, Herodes, Savonarola, Robespierre, Munuza, Don Juan, Eulogius Schneider u. a. theils längere oder kürzere Pläne, theils einzelne Scenen, Lieder und Notizen vorhanden. Auch der Romanzenkranz: „Otto und Adelheid“ *) und die Gedichte „Nixenteich“ **), „Auf der hohen Acht“, „Der Kobold von Wallportzheim“, „An die Auswanderer“, „Graf Ulring“ ***) fallen in diese Lebensperiode. Endlich erwähnen wir noch den „Lothar von Lotharingien“ oder „Gekränktes Recht,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen“, der auf dem Stiftungsfeste 1842 mit lautem Beifalle den Preis gewann. Dies Stück wurde damals den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt; allein der Umstand, daß ein Papst darin handelnd auftritt, bewirkte das Verbot der Aufführung. Später hat Kinkel nicht gewollt, daß jenes Trauerspiel über die Bretter ginge, weil es trotz vieler Schönheiten ihm

---

*) Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie, herausgegeben von Laurenz Lersch. S. 342 ff.

**) Rheinisches Taschenbuch für 1845. Herausgegeben von Dräxler-Manfred. S. 192.

***) Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben; zugleich ein Führer für Ahrreisende. Mit 18 Stahlstichen nach Originalzeichnungen. Von Gottfried Kinkel. Bonn, Verlag von T. Habicht. 1846. S. 338. S. 263. S. 295. S. 345.

doch nicht bedeutend genug erschien, um ein allseitiges Interesse des Publikums in Anspruch zu nehmen. Lothar ist im Grunde ein zu kleinlicher Mensch, um als tragischer Vorwurf benutzt zu werden, und Kinkel wollte jedenfalls zuerst mit einem bedeutenden Drama auftreten, das mindestens den Vergleich mit dem „Uriel Akosta“ aushielte.

Es war schlimm, daß die jüngeren Kräfte, welche sich dem Maikäferverein anschlossen, nicht bedeutend und namentlich nicht rüstig genug waren, um das Unternehmen nach Wunsch zu fördern. Statt ihre Jugendfrische gegen die Erfahrung des älteren Freundes auszutauschen, mußte Gottfried ihnen beständig einen Hauch seiner ewigen Jugend abgeben, und sie unermüdlich zu neuer Schöpfungslust reizen. Nur Johanna übertraf ihn noch an Emsigkeit, und so hielten Beide durch stetes Anfeuern und Wetteifern den Bund kräftig zusammen. Die vorzüglichsten Productionen sämmtlicher Mitglieder, welche später veröffentlicht sind, finden sich fast ohne Ausnahme im „Maikäfer,“ und haben die Kritik jener Gesellschaft erfahren. —

Gottfried Kinkel hatte sich 1840, so gut, wie Herwegh und die meisten seiner Zeitgenossen, durch die Thronrede Friedrich Wilhelm IV. zu illusorischen Hoffnungen fortreißen lassen, und damals das bekannte Gedicht „Am Huldigungstage“*) geschrieben. Allein wenige Monde genügten, um ihn seinen Irthum

*) Gedichte S. 57.

erkennen zu lassen, und schon 1842 schrieb er ein zweites Gedicht an den König*) mit dem begeisterten Zuruf:

„So wahr die Stern' am Himmel rollen:
Wir ziehn den Stahl zur Bürgerschlacht!
Nur Das zu thun, was Alle wollen,
Ist das Geheimniß jeder Macht!“

Auch folgendes Gedicht entstand vierzehn Tage später:

## An das Volk!**)

„Mein starkes Volk, das mit verjüngtem Leben
Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du hast vorzeit Dich duldend hingegeben
Als Opfer für die Sünden dieser Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
Die Welt verheert auf seinem blut'gen Flug.
Du hast am Tiefsten seinen Grimm erfahren,
Als er in Dich die Tigerklauen schlug!

Tief haben Deine Fürsten Dich zerspalten,
Und sich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten,
Und stark geblieben ist der deutsche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkircher Stolz und Leid,
Ist bis zu dieser Stunde nicht zersprungen
Die goldne Kette deutscher Einigkeit.

*) Drei politische Lieder von Gottfried Kinkel aus dem Jahre 1842. Abgedruckt in der „Neuen Deutschen Zeitung.“ Jahrgang 1850.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 128.

Drum blicke nicht nach Nord und Ost mit Sorgen, —
Kommt erst der Feind: Du bist Dir selbst genug!
Gedenke kühn an Hellas Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perser schlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann schlug Athen die große Meeresschlacht!
Die Stimmen strebten nach den gleichen Zielen: —
So groß ist heut' auch noch des Blutes Macht!

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürstenknechten,
Und schwing' es selber in der starken Faust!
Dich hat gekränkt in Deinen höchsten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertraust.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre schändet
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich sich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig bist Du, — laß es Dich nicht grämen!
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz sei Eins! Laß Dir das Herz nicht nehmen,
Dann ist, Was Jene brieften, Dir ein Scherz!
Es schlagen ja die Fürsten nicht die Schlachten —
Zwei Arme haben sie, wie jeder Mann!
Wenn erst um Dich die Pulverwolken nachten:
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!"

Kinkel war eine Natur, die mit jeder Fiber zur Freiheit hindrängte, ohne daß ihm vielleicht jemals das Wort „Freiheit" als Endziel seines Wollens vorgeschwebt hatte. Nun erwachte dieser schlummernde

Keim in seiner Brust, und als das Wort gefunden war, das ihm fehlte, jauchzte sein Herz mit schwellender Lust der neuen Heimath entgegen.

Schon lange hatte er diese vergeblich gesucht, weil ihm die alte nicht mehr genügte:

„Ob Alles, Alles sei verloren,
Auch Glück war eine ird'sche Last;
Die Heimath, die ich mir erkoren,
Sie bot dem Geist nicht länger Rast.
Die Freiheit will mich neu beschwingen,
Roth färbt sie meine Wangen bleich,
Zu neuen Sphären soll ich dringen —
Doch ach, wo blüht mein neues Reich?*)

Es blühte ihm auf dem Felde des Kampfes und der Völkerschlacht, auf dem dornenvollen Pfade, wo die allmächtige Liebe das rothe Banner des Hasses trägt, um ein ursprüngliches Menschenthum wiederherzustellen, und das Recht des Einzelnen auf „einen Antheil Lenz und Leben" durchzusetzen. Wie ein Priester alles Hohen und Edlen auf der Erde, redete Gottfried Kinkel zum Volke, und sein Wort hat den Weg gefunden in unsere Herzen, um nie wieder zu verklingen.

Unter einer nicht unbeträchtlichen Anzahl politischer und ethischer Epigramme heben wir aus damaliger Zeit folgende hervor:

---

*) Ausmarsch. Gedichte S. 102. Vergl.: „Ins Weite." Das. S. 101.

## Sinnviolen.

### 1.

„Als Jünglinge dachten wir nicht frei, —
Dank dir, du goldne Hausvogtei;
Dafür ist Freiheit über Nacht
In reifer Mannesbrust erwacht.

### 2.

Gemeines hab' ich nie verübt, —
Was hab' ich denn eigentlich verbrochen?
Am Volksthum hab' ich mich geübt, —
Gleich heiß' ich ein communer Knochen.

### 3.

Ihr fürchtet unsre stürmenden Gedanken,
Weil ihrem Stoß die morschen Kirchen wanken?
Der Juden Tempel sank in Schutt und Graus —
Dann baute Christus seine Kirche draus.

### 4.

Ihr alten Herrn, die Zeit ist strenge,
Früh schenkt sie uns weißes Haar in Menge!
Drum denken wir nicht so lang' zu passen,
Bis Ihr uns wollt an's Ruder lassen.

5.

Nach Unten schlägt die Wurzeln der Baum,
Nicht hält er sich fest im luftigen Raum.
Nicht blicke der Mann nach des Thrones Dunst:
Fest wachs' er in des Volkes Gunst!

6.

Die Faust mag brauchen des Knaben Wuth,
Der Jüngling fordre des Gegners Blut;
Vom Manne heischt der Ehre Gebot
Kampf des Geistes auf Leben und Tod.

7.

Doch im allerhöchsten Werthe
Rauscht das Lied zum Waffenklang;
Mit dem Geiste, mit dem Schwerte
Sei im Bunde der Gesang!

8.

So lang noch fest die Berge stehn,
Und grün der Mai sich wird entfalten,
Müßt's doch mit Teufel und Höll' zugehn,
Wenn man nicht könnte sich stark erhalten.

## 9.

Nicht bitt' ich Gott um Gut und Geld,
Mein Flehen ist nur so gestellt.
Die ewige Ruh' gieb drüben mir
Die ewige Unruh' laß mir hier!

## 10.

Niemals nur in Kunst und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben!
Populär kann Der nur heißen,
Der zu seinen Höhn kann reißen.

## 11.

Wer jetzt noch dichtet für's Publikum,
Die klugen Leute nennen ihn dumm: —
Mir aber ist das ein Jammerpoet,
Dem nicht immer sein Volk vor Augen steht.

1836.

## 12.

Der Strom, wenn er jung, mit lautem Schalle
Braust über die Klippen in jähem Falle: —
Aber freilich der Wiesenbach
Geht immer harmonisch der Nase nach.

13.

Kleinkinderschulen sind angelegt, —
Wie früh wird schon der Tugend gepflegt!
Man kann am Ende gar auf Erden
Kein Lump noch tüchtiger Kerl mehr werden.

14.

Mit der Dogmatik mögt Ihr's halten
So orthodox wie Eure Alten: —
Doch die Geschichte läßt nicht Wahl,
Ihr Losungswort heißt: „Liberal!“

15.

Ewig in Geist und Gluth Dich getaucht,
Nimmer ermattet und nimmer lau!
Ist die Welt auch kalt und flau:
Fühlt sie doch, daß sie Begeistrung braucht!“

Aus den „Stedingern:“

Akt I., Scene 4. „Ich wollt', es wäre erst wieder Zeit zum Dreinschlagen! Das Halbe thut's nicht. Es giebt jetzt kein Recht, denn Keiner hält es: — so

Viel ich fassen kann mit meiner Faust, das ist mein Recht. Es giebt auch keine Kirche, denn eines Jeden Kirche ist, Was er glaubt."

Akt III., Scene 8. „Erst Wer Leben und Tod verachtet, ist ein ganzer Mann. Thaten vermählen sich nicht dem Beglückten, ihn besiegt der Leidende überall."

Akt IV., Scene 3. „Furchtbares Jahrhundert! Kirche und weltliche Macht, Alles verläßt den Gerechten und tödtet den Unschuldigen. Nur des Volkes Herz wanket nicht in Liebe und Haß. Und dies Herz, o Gott, lässest Du brechen?"

Akt V., Scene 14. „O Ihr bleibt ewig halb im Haß, darum seid Ihr zu Grunde gerichtet!"

In einem Gedicht vom 3. September 1842 deutet uns Gottfried „die sieben Berge" bei Bonn; er schließt seine Auslegung:

„Und wenn ich einmal einen Jungen krieg',
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den gelehrten Leuten.

Ich weiß: nicht kann er der König sein,
Und adlich soll er nicht werden,
Auch kein Gelehrter — sonst Was er will
Auf Gottes weiter Erden!"

# 11.

Zu Anfang Januar 1843 erschienen Gottfried Kinkel's Gedichte, und erfuhren bald darauf in der Jenaer Literaturzeitung die günstigste Beurtheilung. Er arbeitete damals viel am „Morgenblatte" und der „Augsburger allgemeinen Zeitung." Namentlich die letztere enthält zahlreiche und werthvolle Beiträge auf dem Felde der Kunstgeschichte und Nationalliteratur. Kinkel empfing gleichfalls um diese Zeit von Dr. Kolb die Aufforderung, für ein New-Yorker Blatt zu arbeiten, und war nach allen Seiten hin thätig.

In religiöser Beziehung vollzog sich seine Umwandlung allmälig mehr und mehr. Nachdem es ihm gelungen war, Johanna wieder in das traumdunkle Wiegenlied des Christenthumes zurückzusingen, hatte seine Geliebte von ihm „Strauß' Leben Jesu" begehrt, um nun auch sich zu überzeugen, daß ihr neugewonnener Glaube stichhaltig sei gegen das Urtheil des scharfen und zersetzenden Verstandes. Gottfried hatte sich ungern ihrem Wunsche gefügt, weil er fürchtete, daß Johanna noch nicht fest genug im Glauben sei, um

eine geistvolle Kritik mit der Gluth des religiösen Gefühls zu widerlegen. Er sah, daß seine Furcht nicht grundlos gewesen; denn Johanna begann jetzt, alles ihrer Vernunft Widersprechende aus dem Christenthume auszuscheiden, und mit beklommenem Herzen, aber männlichringender Entschlossenheit folgte er ihr auf den Pfaden des Zweifels in die Abgründe der Negation. Er arbeitete sich mit ihr durch das verschlungene Labyrinth der neueren Philosophie, und sagt selbst in seinen Tagebüchern: „Ich will doch sehen, als ob die gewaltige Strömung von Kant bis Feuerbach mich hinaustreibt in — den Pantheismus! Es gilt

> Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
> Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahinzufließen!

denn der Schlußstein meines Lebens ist nicht historische Erkenntniß, sondern ein festes System, und der Kern der Theologie nicht Kirchengeschichte, sondern Dogmatik. Muß ich über den Standpunkt des Christenthumes hinaus, so bleibt mir zur Lebensaufgabe das Begreifen, wie zu der neueren pantheistischen Welt das historische Christenthum sich verhalte. So gehe denn Alles seinen stillen Gang, und wenn es sein kann und soll, so bleibe das Ungeheure, Zerschmetternde, völlig Neue mir fern. Wo nicht, so komme es heran, und wirke dann durch die Zerstörung erlösend auf mich ein. Nur eigne Schuld und Leidenschaft will ich mit Gottes Hülfe fern zu halten, und den inneren Frieden zu bewahren suchen, den das Himmelreich der Idee in

allem Unrecht, das die Welt uns anthut, zu gewähren vermag."

Ruhig und ernst schritt Kinkels Entwicklung mit innerer Nothwendigkeit fort, und als er endlich, zugleich mit Johanna, im Hafen des Pantheismus angelangt war, sah er mit stiller Freude, daß die Schrecknisse des neuen Evangeliums nur eingebildete und anerzogene Vorurtheile gewesen. Die Liebenden hatten geglaubt, in ein ewig stürmendes Meer ohne Leuchtthurm und Compaß hinauszusteuern, und fanden sich nun auf einer hellen, spiegelklaren See, darauf sich die Sonnenstrahlen glitzernd im Morgenschein lustig spiegelten. Und am Ufer standen die ewigen Berghäupter, mit blühenden Rebengewinden umkränzt, und schauten so freundlich mild auf die einsamen Kinder herab, die ihr leichtes Boot singend und spielend über die See trieben. Gottfried aber sang ein junges Lied zu den Saiten der Goldharfe, welche die Geliebte mit jauchzender Lust erklingen ließ:

„Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geistes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die Andre drückt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir sinnig
Und liebend rings das Leben schaun,
Und an dem Kleinsten fromm und innig
Mit Kindesinbrunst uns erbaun.

Kein Bienchen schwimmt auf nassen Wogen,
Dem unser helfend Mitleid fehlt;
Der Käfer, der sich starr geflogen
Wird neu von unserm Hauch beseelt.

Denn überall ist Liebesfülle,
Wo ein Gebild zum Leben strebt;
Wir ahnen's, daß in kleinster Hülle
Ein Meer von Lust und Qualen bebt;

Und daß die duftberauschte Mücke
In ihres Lebens kurzem Tag
So Viel von Schicksalsgunst und -tücke,
Als Du und ich, erleiden mag.

Nur eitlem Sinn erscheint es nichtig,
Was schnell entsteht und rasch zerfällt,
Uns ist ein Wunder hoch uud wichtig,
Das einmal lebt in bunter Welt.

Uns wird des Schmetterlings Entfalten
Ein hehr prophetisches Gesicht,
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten,
Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht."

Um diese Zeit ward auch der „Traum im Spessart" vollendet. Ob es der Dichter mit diesem Traume ernstlich gemeint hat? Gewiß, wir würden ihm Das sonst sehr verdenken; denn die liebliche Er-

zählung hat einen großen, gewaltigen Kern. Uns fallen beim Lesen unwillkührlich die Worte Schiller's ein:

„Alle diese Blüthen sind gefallen
Vor des Nordens schauerlichem Wehn: —
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn."

Hat denn wirklich das Christenthum uns einen so reichen Ersatz gebracht für den zerstörten Hellenismus, für den reizenden Glauben des blinden Heidenthums? Wir müssen es wohl glauben; denn wir hören es ja alle Tage von Kanzel und Katheder. Dem Dichter gestattet man schon ein bischen Freiheit mehr, und so ist dies luftige Mährchen im Grunde nur ein lebendiges Fragezeichen, auf das uns das Christenthum die Antwort vorenthält. Wir können es in der That dem fanatischen Eifer der alten Kirchenväter und Apostel schwer verzeihen, daß sie uns aus all' dem saubern, luftigen Elfenvolk, all' den wellenschaumbekränzten Bachkönigen und all' den gewaltigen Weibern des Geisterreiches lauter unflätiges Teufelspack, lauter schmieriges und grausiges Hexenvolk gemacht haben. Der Poet versetzt uns in eine Zeit, wo der Verkehr mit Geistern dem Menschen schon als Frevel erschien, die Natur war entgöttert — man nennt das: Vergeistigung der Materie — und von dem lebendigen, selbstständigen Schaffen und Walten im Kerne des Weltalls hatte man längst keine Ahnung mehr. Daß Alles

lebt und webt, daß Baum, Bach, Blume und Schmetterling eben so unsterblich sind, wie wir, das wollte Niemand den Geistern glauben, und daß das Ende der Eiche „Leben im Borne des Lebens ist, aus dem sie hervorgesprungen,“ dünkt Manchem unbegreiflich. Nur Wer das wüste Treiben der gesunkenen Welt müde ist, „Wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt sie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille.“ Erst spät, wenn unser Frühling zu Rüste ging, wenn uns Alles betrog und wir in all' unsern stolzen Hoffnungen enttäuscht dastehen, tritt uns das Bild unserer Kindheit wieder vor die Augen, der Schleier sinkt, der unsern Blick umflorte, und wir begehren nicht Mehr zu sein, denn Rose und Lilie. Muß dieser tiefe Zug zur Natur denn so spät wiederkehren, wird die Menschheit denn niemals die von den Pfaffen als sündlich verdammte Welt wieder in ihr Recht einsetzen? Wer kann uns diese Frage beantworten? Der Geist ist ein stolzer Tyrann, aber das Natürliche ist dennoch größer, und auch den klagenden Genien des Alls kehrt die Zeit wieder, da sie in freier Liebe mit dem erlösten Menschengeschlechte verkehren dürfen.

Dies der philosophische Kern des Mährchens, den der tiefere Leser leicht herausfindet. Der gemüthliche Spießbürger freilich wird nur eine liebliche Waldgeschichte lesen, die ihn bei Alledem seltsam berührt. Er wird den Kopf schütteln, und vergnüglich vor sich hin schmunzeln: „Was die Poetlein doch für närrisches

Volk sind!" Aber auch für solche Leser bietet unser Mährchen die Antwort: „Wem die Geister noch leben, der glaubt es, daß die Mähr des Waldes dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward. Wem aber nie das schauende Auge geöffnet war für eine andere, als die Welt des Menschen, der mag sagen: Es war eines Dichters Traum im Spessart."

Wie Gottfried, so schuf auch Johanna Werke voll der glühendsten Andacht der Natur, und ihr „Lebenslauf eines Johannisfünkchens" *) zeigt uns die Ideen mit Fleisch und Blut bekleidet, welche Gottfried in dem oben mitgetheilten Gedichte offenbart hatte. Auch diese Dichtung athmet ganz den reizenden, naturfrischen Geist, den wir am „Traum im Spessart" bewundern. Wahrlich, Was sind alle Forschungen und Bemühungen der Naturwissenschaft, alle „Käferbücher" und „Schmetterlings-Faunen" gegen solch ein Stück Leben aus der gottgeschwängerten Schöpfung?! Ihr Guten und Frommen, tretet her an die Schwelle der Poesie, die Euch einführt in den leuchtenden Tempel des Alls, und lernet glauben, glauben wie das Kind, das an die Liebe glaubt, weil sie ihm entgegenlächelt aus jedem Blick des Mutterauges! Viel und oft habt Ihr geklagt über die Gottlosigkeit der Poeten: aber Was ist Glaube? Der Glaube ist die Liebe, die ganze, volle Hingabe, das jubelnde Hinsinken an das Herz Gottes, der da zu uns redet aus Fels und

*) Erzählungen. S. 65.

Baum, aus dem Wellenschaume der sonnenbeglänzten Meerfluth und aus dem Leuchten des Johannisfünkchens, das liebestrunken hintaumelt durch den Blüthentraum einer warmen Sommernacht! Ob es wirklich so lebendig zugeht unter all' dem kleinen Käfer- und Schmetterlings-Völkchen, als die Poesie uns belehren möchte? Wir glauben es; denn wir sind fromm und gut, wir lassen uns nichts weißmachen von nüchternen Philosophen und zeterschreienden Dogmatikern, wir liegen gern im weichen Grase, und schauen in den blauen Himmelsgrund, und stimmen jubelnd ein: „Gelobt sei Gott, der da ist, war und sein wird in Ewigkeit!" — Wird dies kleine Lebensbild, das kaum fünf Blätter füllt, denselben Reiz auf alle Leser üben, das Herz Aller andächtig zur Erbauung hinreißen, wie das unsrige? Wir glauben es kaum; denn die politischen Wirren haben den Sinn für Poesie und Religion in Manchem stumpf gemacht, und Wenige haben das kindliche Verständniß für die hohe Sprache des Weltgeistes bewahrt, dessen Wort doch so mahnend und lockend zu uns herüberklingt von Stern zu Sternen! Wohl unserer Zeit und Segen dem Geiste unserer Dichter, wenn sie uns den Sinn für die Natur und das ewig Göttliche wieder erschließen, wenn ihr melodisches Zauberwort nicht unvernommen verhallt in dem Rufen der Schlacht und dem wilden Zusammenschlagen der Schwerter zwischen den verirrten Gotteskindern!

Vor ihrer Vermählung war Johanna öffentlich zur protestantischen Kirche übergetreten. Dieser Schritt

hatte seine Schwierigkeiten gehabt, weil Jene mit Ausnahme der historischen Thatsachen Wenig vom modernen Christenthume mehr glaubte; allein da es in der protestantischen Kirche nicht so sehr auf bestimmte Glaubensformeln, als auf den ethischen Begriff ankommt, hatte der Pfarrer Evertsbusch ihren Uebertritt ohne gar zu große Mühe bewerkstelligen können.

Sechs Tage vor seiner Hochzeit hatte Kinkel eine Petition der Bewohner Bonns um Preßfreiheit abgefaßt und dieselbe, mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, an den vereinigten Landtag abgesandt.

Den 22. Mai 1843 wurden Johann Gottfried Kinkel und Anna Maria Johanna Mockel in der Privatwohnung des freundlichmilden Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Zeugen waren Emanuel Geibel, Andreas Simons, Auguste Heinrich, Linda Berndt und die Eltern Johanna's.

Gottfried schenkte seiner Geliebten, als er sie in seine stille Wohnung einführte, nachstehendes Gedicht:

„Und sieh', nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht;
Nach all' dem Kampf ist doch entglommen
Die Fackel stiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimisch sein im Hause,
Darin Du nun gebeutst als Weib!

Ein Jüngling nicht, im Seelentausche,
Jauchzt Dir ein wilder Schwärmer zu,
Nicht wie die Braut im Jubelrausche
Trittst über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf Deinem Auge liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß, Dich mir zu rauben, kam.

Doch ungeschwächt durch alte Klage
Ging mit uns diese heil'ge Gluth,
In unsres Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz: mit starkem Sinne
Erwiesen wir's der feigen Welt,
Wie einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeih's Gott Denen, die uns hassen, —
Dir beut die Hand ein armer Mann,
Mit Einem Blick magst Du umfassen
Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Ging' Alles ehrlich, wie es soll:
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus, an Schätzen übervoll.

Klein ist mein Haus, doch meine Veste
Gewährt Dir Schutz in Sturm und Noth;
Und Der die Vöglein nährt im Neste,
Giebt wohl auch uns das täglich' Brod.
Sieh', wir sind reich, — dies unser Eigen:
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keusches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunst dabei.

Der Garten sendet seine Düfte
Berauschend her in üpp'gem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! Die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel gluthet
Das Abendroth im hellsten Schein,
Und mit krystallnem Band umfluthet
Dein Heimathland und meins der Rhein. —

So tritt denn ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimisch sein im Hause,
Darin Du nun gebeutst als Weib!
Vorbei der Kampf mit seinen Schmerzen,
Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treuverbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenstern!" —

Wenige Tage später fuhren Gottfried und Johanna den Rhein herauf nach St. Goar, um Freiligrath und seiner Frau einen Besuch abzustatten. Gottfried las in Sallet's Werken, von denen damals eben der zweite Band erschienen war, und schlug zufällig die „Romanze von einem deutschen Weibe“ auf, welche mit den Worten schließt:

„Und Der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht sagen: Bleib!“

„Nicht wahr, Johanna?“ fragte Gottfried; „wenn auch mich einst die Schlacht der Freiheit unter die Kämpfer ruft, — Du wirst nicht sagen: Bleib!“

Johanna schmiegte sich fest an ihn an, und blickte ihm groß in's Auge. Es war ihr, als sollte sie schon den geliebten Mann ihr entrissen und in die wilde Schlacht stürzen sehn. Gottfried aber ließ sein dunkelbraunes Auge über die wehenden Saatfelder und ergrünenden Rebengelände schweifen, und wiederholte fröhlich, indem er sein junges Weib an die männliche Brust drückte:

„Und Der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht sagen: Bleib!“

